



Gesicht **Zeigen**

THEMENHEFT 2006

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.



Die Themenhefte

DES DEUTSCHEN KOORDINIERUNGSRATES

Lesen, was Menschen bewegt.
Denken, das uns in Bewegung versetzt.
Handeln, um neue Wege zu bahnen.



Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit greifen aktuelle Fragen auf und suchen aus einer christlich-jüdischen Perspektive nach tragfähigen Antworten. Informativ und kritisch, unterhaltsam und anregend wollen sie den Lesern den Stoff zum Nachdenken und Wegweisung zum Handeln geben.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an:
Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.
Postfach 14 45 , 61214 Bad Nauheim
oder per e-mail: info@deutscher-koordinierungsrat.de

oder online bestellen unter: www.deutscher-koordinierungsrat.de

www.deutscher-koordinierungsrat.de

Gesicht zeigen

TEXT: Sabine Thomasius,
Torsten Murray
FOTOS: Sabine Thomasius
ARBEITEN KLASSE 6 UND 12:
Sabine Thomasius
ARBEITEN KLASSE 11:
Andrea Mönch



„Gesicht zeigen“! Mit dem diesjährigen Motto der Woche der Brüderlichkeit beschäftigten sich Schülerinnen und Schüler der Jüdischen Oberschule Berlin in den vergangenen Wochen und Monaten auf ganz vielfältige Weise und mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen. Allen gemein war die Auseinandersetzung mit dem Gehalt dieser zwei Worte. **Verantwortung übernehmen, für seine Überzeugung gerade stehen, sich für andere einsetzen, sich zur eigenen Persönlichkeit bekennen, mutig sein...** Überlegungen also, wie sie auch und besonders an einer Schule von Bedeutung sind, an der jüdische und nichtjüdische Schülerinnen und Schüler tagtäglich zusammenkommen und miteinander lernen.

So zeigte sich für die sechste Klasse im mutigen Eintreten der biblischen Esther für ihr Volk ein Verhalten, das ihnen als vorbildlich gilt. Ihre Tat wird auch an unserer Schule in dem Freudenfest Purim gewürdigt, das an die Errettung der persischen Juden vor dem Anschlag Hamans, eines Günstlings des Perserkönigs Ahasverus erinnert. Wie das Buch Esther berichtet, hatte der Judenfeind Haman ein Los geworfen, um das Datum zu bestimmen, an dem alle Juden im Reich, von Indien bis Äthiopien, getötet werden sollten. Esther, die Frau des persischen Königs, die ihre jüdische Identität bis zu diesem Zeitpunkt verborgen hatte, konnte durch ihr mutiges Auftreten diesen Plan jedoch vereiteln und ihr Volk retten. Den Schülerinnen und Schülern ist die Geschichte vertraut, wird an die Ereignisse doch alljährlich bei der Lesung des Buchs Esther (der Megillah) erinnert. In großformatigen Bildern stellten sie die Szene dar, in der Esther bei einem Festmahl vor den König tritt, um ihn über das ungeheuerliche Vorhaben Hamans aufzuklären.

Einen ganz anderen Ansatz verfolgten die Schülerinnen und Schüler der elften Klasse. Sie machten sich auf die Suche nach dem Gesicht eines Ortes, einer Straße, der „Straße der Toleranz“, wie die Große Hamburger Straße in Berlin-Mitte, in der die Schule beheimatet ist, genannt wird. Hier finden sich auf engem Raum mit der evangelischen Sophienkirche, dem katholischen St.-Hedwigs-Krankenhaus und eben der Jüdischen Oberschule Einrichtungen verschiedener Religionen und Konfessionen, die seit Jahrhunderten in guter Nachbarschaft miteinander leben. Die Ergebnisse dieser Erkundungen wurden auf großformatigen Plakaten festgehalten.

Im Leistungskurs Kunst der Klasse 12 wurde nach einer inhaltlichen Abgrenzung das Motto „Gesicht zeigen“ in Zusammenhang mit dem Thema Werbung betrachtet. Dafür sollten als Bestandteil einer Kampagne Werbeplakate gestaltet werden, die sich mit den verschiedenen Aspekten dieses Mottos beschäftigen. Die Schülerin Tair schreibt dazu: „Jeder löste die Aufgabe nach seinen Vorstellungen und brachte die Aussage ‘Gesicht zeigen’ auf eine besondere und kreative Weise zum Ausdruck. An den Plakaten kann man erkennen, wie sich jeder einzelne Schüler mit diesem Thema auseinandergesetzt hat und was er dazu zu sagen hat. Einige wollen schockieren, andere zum Nachdenken und Agieren anregen. Allen Beiträgen gemein ist es, auf Schwächen unserer Gesellschaft hinzuweisen, die so gern Probleme übersieht und ignoriert. Die Plakate sollen jede einzelne Person dazu animieren, endlich Gesicht zu zeigen, aus sich heraus zu gehen und aktiv gegen diese Probleme anzukämpfen.“



Liebe Leserinnen und Leser,

Ein offenes Gesicht. Zwei Gesichter haben. Das Gesicht wahren. Das Gesicht verbergen. Sein Gesicht verlieren. Gesicht zeigen ... Die deutsche Sprache ist reich an Redewendungen, die mit den vielfältigen Bedeutungen des Wortes „Gesicht“ in der Umgangssprache spielen. Alle diese Formulierungen - und gewiss auch jene vom Deutschen Koordinierungsrat als Jahresthema 2006 gewählte Redewendung „Gesicht zeigen“ - sind Sprachbilder von fast biblischer Kraft, die den Menschen in seiner Körperlichkeit und nicht nur als denkendes Wesen zeigen. „Gesicht zeigen“ ruft in uns das Bild von einem Menschen hervor, der sich zeigt, in seiner menschlichen Unvollkommenheit, seiner Verletzlichkeit, seiner Ungeschütztheit, ja, seiner Nacktheit - und der gerade dadurch Vertrauen und Mut gleichermaßen offenbart wie von seinem Gegenüber einfordert.

„Gesicht zeigen“ beschreibt somit den Menschen in seinem Verhältnis zu anderen Menschen, denn sein Gesicht zeigen steht in unmittelbarer Beziehung zu einem Gegenüber, mag es ein Freund oder ein Feind sein. Indem wir dem Anderen unser „Gesicht zeigen“, teilen wir ihm unmissverständlich mit: „Hier bin ich“. Und dieses Sich-Zeigen bedeutet Verantwortung für sich und den Anderen annehmen, Schmach und Unrecht von sich und den Anderen abwehren. Dies offenbart die ethische Dimension, die jedem „Gesicht zeigen“ innewohnt.

Auch in der Bibel treffen wir auf die Metapher „Gesicht zeigen“ ebenso wie auf ihre Kehrseite, das Gesicht verbergen, abwenden, verhüllen. Die Begegnung Gottes mit seinem Volk Israel etwa findet ihren konkreten Ausdruck in Beschreibungen, in denen vom zugewandten, abgewandten und verhüllten Angesicht Gottes die Rede ist. Eingekleidet in Geschichten wird von der Beziehung des Volkes zu Gott erzählt, und weil wir von diesen Begegnungen wissen, sie eingebettet in die Geschichte sind, sind wir aufgerufen unser Gesicht hier, in der Gemeinschaft, in der wir leben, zu zeigen. Gottes Angesicht können wir nicht schauen, „Kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“ spricht Gott zu Mose. Wir aber können unser Gesicht zeigen, denn wir wissen um die Begegnung mit Ihm, dessen Angesicht wir spüren aber nicht schauen können.

Fast noch mehr als im politischen Raum geht es gerade auch im Alltag darum, Gesicht zu zeigen, überall dort, wo Gesichtslosigkeit - sei es in Form von Gleichgültigkeit oder gar Bosartigkeit - vorherrscht, wo Hinsehen und Handeln statt Wegsehen und Flüchten gefordert sind: In der U-Bahn, auf der Straße, bei einer Party, in Schule und Beruf sowie gewiss auch in der eigenen Familie. Machen wir uns nichts vor, es ist nicht immer einfach, sein Gesicht zu zeigen, es dem Angriff auszusetzen, ein Risiko einzugehen. Wenn wir die würdigen, die den Mut hatten, Augen, Ohren und Mund zu öffnen und ihre Empörung über drohendes oder geschehendes Unrecht heraus zu schreien, sie als Leitbilder betrachten, dürfen wir aber die nicht vergessen, denen der Mut fehlte, sie weisen darauf hin, dass unser Versagen stets eine Möglichkeit unseres Handelns ist. „Gesicht zeigen“ ist keine Selbstverständlichkeit, obwohl es eine sein sollte. Darum ist es an uns, eine Gemeinschaft zu schaffen, in der immer mehr Menschen den Mut haben, ihr Gesicht zu zeigen, eine Gemeinschaft, in der dieses selbstverständlich ist.

All diese Facetten, das vielgestaltigen Mienenspiel, das der Redewendung „Gesicht zeigen“ inne ist, versuchen die Bild- und Textbeiträge dieses Themenhefts auszuloten, um aufzuzeigen, was es heißen kann, in Gesellschaft und Religion, Theologie und Philosophie, in Bildung und Erziehung Gesicht zu zeigen. Was auch immer die Lektüre der vorliegenden Beiträge bei Ihnen, den Leserinnen und Lesern, auslösen mag - sei es Kopfschütteln oder Nicken, Stirnrunzeln oder einen offenen Mund, Sorgen- oder Lachfalten -, so hoffen wir in jedem Fall, es möge Sie zu dem anregen und ermutigen, was in unseren Zeiten mehr denn je von Nöten ist: Gesicht zeigen!

Eva Schulz-Jander / Christoph Münz

Das Redaktionsteam

Eva Schulz-Jander, Hans Maaß, Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch

INHALT

4 EDITORIAL



Blickpunkt Gesellschaft und Religion

- 7 ERICH FRIED _ K-Gruppen
- 8 BISCHOF A.D. ENGELHARDT _ Dietrich Bonhoeffer: Perspektive von unten
- 10 WOLFGANG THIERSE _ „Gesicht zeigen – für eine Gesellschaft, in der alle ohne Angst Verschiedene sein können“
- 12 PETER REICHEL _ Erich Lüth und die frühe Vergangenheitsbewältigung
- 15 LEON DE WINTER _ Die Ignoranz der Toleranz
- 16 ÄNNE OSTERMANN _ Zivilcourage – eine demokratische Tugend
- 20 CAROLINE NEUBAUER _ Denken Sie nach!
- 22 AMOS OZ _ Eine Geschichte von Liebe und Finsternis
- 24 ELSE LASKER-SCHÜLER _ Arm bin ich geworden



Blickpunkt Theologie und Philosophie

- 25 ELSE LASKER-SCHÜLER _ Das Lied meines Lebens
- 26 DANIEL KROCHMALNIK _ Tochacha oder die Pflicht, Gesicht zu zeigen
- 27 DANIEL KROCHMALNIK _ Das Buch Jona
- 29 HELMUTH ROLFES _ Das Gesicht des Menschen – das Angesicht Gottes
- 32 HANS MAAB _ Verhüllte Gesichter
- 33 ALAIN FINKIELKRAUT _ Ein freundliches Gesicht
- 34 ALAIN FINKIELKRAUT _ „In gewisser Weise ist nichts störender als der Nächste“
- 38 LEON DE WINTER _ Zionoco



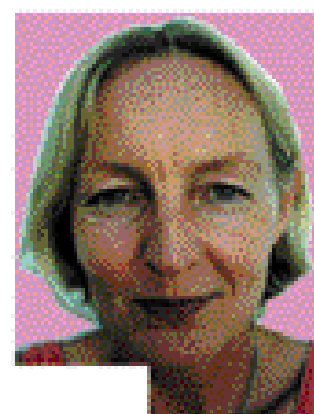
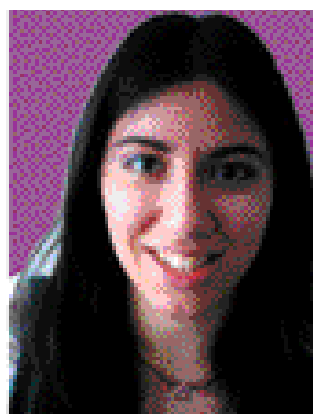
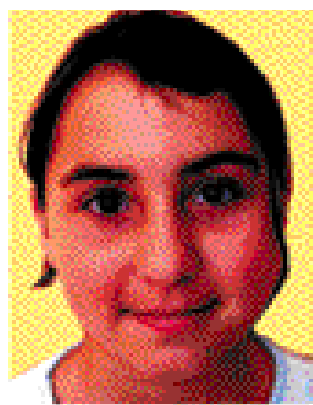
Blickpunkt Bildung und Erziehung

- 39 HARTMUT VON HENTIG _ Zehn Gebote für den Umgang mit Kindern
- 40 REBECCA WEIS _ Gesicht zeigen! – Aktion weltoffenes Deutschland e.V.
- 44 BEATE KOSMALA _ Fit machen für Demokratie und Toleranz
- 49 GEORG-MICHAEL HAFNER _ „Wie mutig man ist, weiß man immer erst nachher“
- 52 MARGUERITE DURAS _ Der Liebhaber

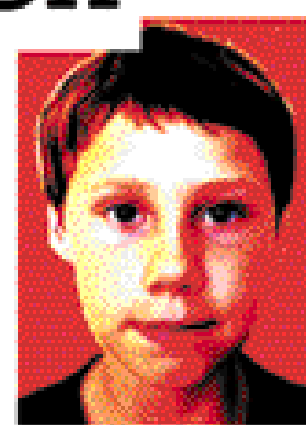
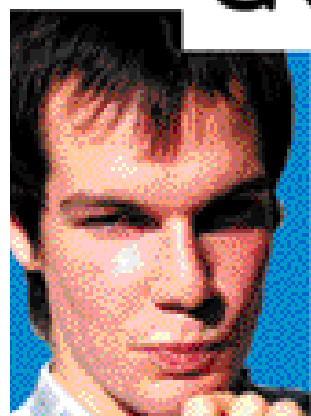
Blickpunkt Israel

- 53 EDGAR KERET _ Chubeisa
- 54 ANGELIKA TIMM _ Zivilcourage und Zivilgesellschaft in Israel
- 58 GISELA DACHS _ Es muss Platz für alle geben
- 62 ROSI BEN YAAKOV _ „Gesicht zeigen – Zusammenleben ist möglich“
- 64 LEON DE WINTER _ Land der Schmuggler, Banditen und Fanatiker
- 65 MAYA ZEHDEN _ Die Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit in Berlin e.V.

Weitere Schriften zum nachlesen
finden Sie auf den Internetseiten des
Deutschen Koordinierungsrates:
www.deutscher-koordinierungsrat.de



GesICHT zeigen



ERICH FRIED

K-GRUPPEN

„Mein Marx wird deinem Marx
den Bart ausreißen

Mein Engels wird deinem Engels
die Zähne einschlagen

Mein Lenin wird deinem Lenin
alle Knochen zerbrechen

Unser Stalin wird eurem Stalin
den Genickschuss geben

Unser Trotzki wird eurem Trotzki
den Schädel spalten

Unser Mao wird eurem Mao
im Jangtse ertränken

damit er dem Sieg
nicht mehr im Wege steht“

Erich Fried: Konflikte zwischen Alleinerben. In: ders.: Die Beine der größeren Lügen / Unter Nebenfeinden / Gegengift. Drei Gedichtsammlungen. Berlin: Wagenbach 1976 (1970), S. 91.

„Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt.“



Dietrich Bonhoeffer:

PERSPEKTIVE VON UNTEN



KLAUS ENGELHARDT

Dietrich Bonhoeffer droht zur Ikone auf Goldgrund zu werden. So werden wir ihm nicht gerecht. Er hat Gesicht gezeigt. Wir dürfen es nicht hinter dem Schleier von stimmungsvollen Spruchkarten und Kalenderblättern verstecken.

Zum Eindrücklichsten, was Dietrich Bonhoeffer geschrieben hat, gehört für mich der persönliche Rückblick „Nach zehn Jahren. Rechenschaft an der Wende zum Jahr 1943“. Es gibt wenige Texte von vergleichbar schonungsloser Ehrlichkeit – auch sich selbst gegenüber. Am Ende dieser Rechenschaft schreibt Bonhoeffer: „Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen, wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung mißtrauisch gegen die Menschen geworden und mußten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch uner-

trägliche Konflikte müde oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?“ Dies ist nicht nur ein hartes Urteil über die anderen. Bonhoeffer bezieht sich selbst mit ein. Er zeigt Gesicht, indem er die eigene Brauchbarkeit für den geistlichen Dienst als Pfarrer und für die Wahrnehmung von gesellschaftlicher Verantwortung in Frage stellt.

„Ich sterbe als stummer Zeuge Jesu Christi unter seinen Brüdern“. Das war Dietrich Bonhoeffers letzter geschriebener Satz, bevor er am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet wurde. Einen „stummen Zeugen“ nannte er sich. Wir dürfen sein Sterben nicht schönreden. Es war ein schmachlicher Tod. Bonhoeffer wurde erhängt. Noch im Sterben wurden ihm Ehre und Würde aberkannt. Das Gesicht sollte ihm genommen werden. Aber er zeigte Gesicht in dieser Situation: Er spürte die tiefe Verpflichtung zu Solidarität, weit über das Übliche hinausgehend. „Brüder“ waren für ihn in diesem Augenblick nicht die kirchlichen Kollegen, die sich auf Pfarrkonventionen so anzureden pflegten, sondern die Mitgefangenen im KZ. Im Sommer 1943 war Bonhoeffer im Gefängnis Berlin-Tegel gefragt worden, ob er damit einverstanden sei, wenn sein Name auf die Fürbittliste der Bekennenden Kirche gesetzt werde. Er lehnte ab. Er wußte, dass auf der Fürbittliste der Gemeinde diejenigen einen Platz hatten, die um ihrer Verkündigung oder um ihres Verhaltens im unmittelbaren kirchlichen Dienst willen verhaftet worden waren, nicht aber die politischen Widerstandskämpfer. Von diesen wollte Bonhoeffer nicht durch „kirchliche Vereinnahmung“ abgehoben werden. Er verstand seine Existenz als politischen Widerstand, auch wenn dieses Verhalten ganz fest in seinem Christsein verwurzelt war. Sollte sein Name auf die Fürbittliste kommen, dann müßte dies auch mit den Namen der politischen Mitverschwörer geschehen, unabhängig davon, ob sie Christen, Sozialisten oder Kommunisten waren.

Zwischen den konspirativen Reisen ins Ausland arbeitete Dietrich Bonhoeffer vor allem an einer christlichen Ethik, gerne die Einladung ins Kloster Ettal annehmend, wo er in Ruhe nach-

denken und schreiben konnte. In dieser nach seinem Tod erschienenen Ethik hat er die Unterscheidung zwischen Letzttem und Vorletzttem getroffen, nicht um das Vorletzte abzuwerten, sondern um ihm den rechten Stellenwert zu geben. Zum Vorletzten gehörten für Bonhoeffer Vernünftigkeit, Rechtsordnung und Natürlichkeit. Das alles hatte der Nationalsozialismus in den Dreck gezogen. Bonhoeffer zeigte Gesicht, indem er sich für ihre Geltung stark machte. Er kannte freilich das ethische Dilemma: Wer zuviel oder gar alles in Ordnung bringen möchte, kann von der Totalität des ethischen Anspruchs so sehr in Schach gehalten werden, dass er im Konkreten zur Untätigkeit verurteilt bleibt. Dieser Gefahr hielt Bonhoeffer entgegen: „Unsere Verantwortung ist nicht eine unendliche, sondern eine begrenzte.“ Er packte das Nächstliegende an, wohl wissend, dass darüber anderes liegen blieb.

Aus dieser Einstellung heraus hat Bonhoeffer schon sehr bald nach der Machtergreifung Hitlers für die Juden unmißverständlich Partei ergriffen. In seiner Kirche stand er damit ziemlich allein. Im April 1933 waren in Berlin jüdische Geschäfte boykottiert worden. Der Arierparagraph sollte als „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ durch Entfernung jüdischer Bürger und Bürgerinnen aus dem staatlichen Dienst „saubere“ Verhältnisse herstellen. Er fand auch in der Kirche Befürworter. Theologieprofessoren, Kirchenführer und Pfarrer rechtfertigten die Anwendung des Arierparagraphen für den kirchlichen Dienst. Bonhoeffer wurde um eine Stellungnahme gebeten: „Die Kirche vor der Judenfrage“. Als er sie in einem Kreis von Kollegen vortrug und dabei Kritik an der Judengesetzgebung des Staates übte, verließen einige Teilnehmer aus Protest den Raum.

Auch darin hat Bonhoeffer Gesicht gezeigt, dass er, der Sohn aus einem großbürgerlichen Elternhaus, nicht den vorgegebenen Weg einer aussichtsreichen akademischen Laufbahn einschlug. Eine glänzende theologische Karriere hätte ihm, dem begabten jungen Theologen, offengestanden. Für den Beobachter von außen gibt es immer wieder Brüche in Bonho-

effers Leben, z. B. dass er Vikar in einem Berliner Arbeiterviertel wurde oder dass er sich später dem militärischen Widerstand anschloß. Für ihn liegen diese ungewöhnlichen Lebensentscheidungen in der Konsequenz einer tiefen inneren Verpflichtung gegenüber den Opfern der Nazierrschaft. Es war keine Solidarität von oben herab, aus dem Wohlwollen des Privilegierten, sondern in der Perspektive von unten. „Es bleibt ein Erlebnis von unvergleichlichem Wert, dass wir die großen Ereignisse der Weltgeschichte einmal von unten, aus der Perspektive der Ausgeschalteten, Beargwöhnten, Schlechtbehandelten, Machtlosen, Unterdrückten und Verhöhnerten, kurz der Leidenden sehen gelernt haben“.

Bonhoeffer darf nicht verklart werden. Er hat gelitten an der Ängstlichkeit der sich selbstbehauptenden Kirche und auch an sich selbst. Aber er ist darüber nicht zum larmoyanten Ankläger geworden. Bekannt ist die Szene, als er einmal einem französischen Pfarrer die Frage stellte, was er mit seinem Leben erreichen wolle. „Ich möchte ein Heiliger werden“, war die Antwort. Das hat Bonhoeffer beeindruckt, aber er reagierte anders: „Ich möchte glauben lernen“. Glauben bedeutete für ihn, die Zerrissenheit der Welt und die eigene Zwiespältigkeit nicht wehleidig zu zelebrieren, sondern vor Gott zu bringen und so Entschlossenheit zur fälligen Tat zu gewinnen. In zweierlei bestand für ihn das Christsein: Im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen.

Professor Dr. Dr. Klaus Engelhardt, Landesbischof i. R., geboren 1932 in Schillingstadt, Studium der Theologie in Göttingen, Basel und Heidelberg; 1956/57 Lehrvikariat (prak.-theol. Ausb.) Langelnab; 1957-59 Fakultätsrat an der Theologischen Fakultät in Heidelberg; 1960-62 Vikar in Gemeinden; 1962-66 Studentenpfarrer in Karlsruhe; 1966-80 Professor für Ev. Theologie und Reliq.-päd., Päd. Hochschule Heidelberg; 1980-98 Landesbischof der Ev. Landeskirche in Baden; 1991-97 Vorsitzender des Rates der EKD.

Mose | ANNO –1250

Geht gegen Misshandlung eines Hebräers vor (Ex 2,11 f.)

Tritt gegenüber Pharao auf (Ex 5,1-4)

GESICHT ZEIGEN –

für eine Gesellschaft, in der alle ohne Angst
Verschiedene sein können“



Foto: Jens Neumann, Edgar Rodtmann

WOLFGANG THIERSE

Auch nach einem halben Jahrhundert des demokratischen Konsenses und der historischen Aufklärung ist der Antisemitismus in Deutschland nicht überwunden. Schlimmer noch: Antisemitische Ressentiments sind keine Randerscheinung, sondern entfalten ihre fatale Wirkung auch in der Mitte der Gesellschaft. So schwer es uns fallen mag, das zu akzeptieren: Es gibt bei uns einen Bodensatz an latentem Antisemitismus, der sich seit Jahren hält und der nach wie vor erschreckend hoch ist, wie Umfragen verschiedenster Institute deutlich belegen. Studien sprechen von Anteilen zwischen 15 und 20 Prozent.

Dabei sind im Übrigen nicht „nur“ verbale Ressentiments an der Tagesordnung, sondern immer wieder auch Angriffe auf Juden in Deutschland. Ich denke an die Schändungen jüdischer Gräber und an die vielen Übergriffe auf Menschen jüdischen Glaubens, über die wir in den Zeitungen oft nur versteckte Kurzmeldungen lesen. Dass die gewaltbereiten Teile der rechtsradikalen Szene an Stärke gewinnen, lässt sich an der Statistik ablesen: In Berlin stiegen zwischen 2003 und 2004 die erfassten Volksverhetzungsdelikte von 126 auf 154; die antisemitischen Vorfälle von 123 auf 146. Auch bundesweit ist ein Anstieg zu verzeichnen. Wurden 2003 insgesamt 1.199 antisemitische Straftaten registriert, waren es 2004 bereits 1.316.

Es liegt mir fern, dramatisieren zu wollen. Deutschland ist kein rechtsextremes, kein ausländergefeindliches, kein antisemitisches Land. Wäre es anders, würden nicht wieder deutlich über 100.000 Juden in Deutschland leben und damit die drittgrößte jüdische Gemeinschaft in Europa bilden. Es gibt inzwischen über 80 jüdische Gemeinden in Deutschland, neue Synagogen entstehen. Deutschland ist vielen Juden

wieder Heimat geworden – das ist nach den unfassbaren Verbrechen an den Juden im Nationalsozialismus ein riesiger Vertrauensbeweis. Juden wollen ein Teil dieser Gesellschaft sein, sie wollen hier leben wie jede und jeder andere auch, sie wollen hier ohne Angst ihren jüdischen Glauben leben können. Diese Selbstverständlichkeit ist aber leider noch nicht Realität. So lange noch Synagogen von der Polizei geschützt werden müssen, solange jüdische Schulen Festungen gleichen, solange haben wir noch keine Normalität und allen Anlass, denjenigen, die dies verhindern wollen, mit Wirken und Taten couragiert entgegenzutreten. Wer sich gegen das friedliche Zusammenleben der Menschen unterschiedlicher Konfessionen oder Herkunft stellt, bedroht den demokratischen Konsens in unserem Land. Antisemitismus ist gegen Juden gerichtet, doch ihn zu bekämpfen ist nicht ihre Angelegenheit allein, sondern unser aller Sache. Der Erfolg im Kampf gegen Antisemitismus hängt davon ab, ob es uns gelingt, in dieser Gesellschaft ein Klima herzustellen, in dem alle menschenfeindlichen Äußerungen und Taten geächtet sind. Der Erfolg zeigt sich darin, ob und inwieweit es als selbstverständlich betrachtet wird, aufzustehen und die Gegner von Toleranz-Gegnern zu nennen und ihre Ziele öffentlich anzuprangern.

Darauf zu setzen, dass sich Antisemitismus und Rechtsextremismus von selbst erledigen, wäre eine für die Demokratie so falsche wie fatale Illusion. Gefährlich für die Demokratie sind im Übrigen nicht nur die aktiven Gegner, sondern letztlich auch diejenigen, die wegschauen und die latente Gefahr nicht sehen wollen. Der Blick in die Geschichte lehrt, dass die Weimarer Republik weniger an einem Mangel an Demokratie litt, sondern an einem Mangel an Demokraten. Das weit verbreitete Wegschauen von damals, als sich die Nationalsozialisten erst der Straße und dann des Staates bemächtigten, muss uns deshalb heute umso mehr zum Hinschauen bewegen, zur Vor-Sicht und zum Vorbeugen.

Auch wenn es bei der Bundestagswahl 2005 in einzelnen Wahlkreisen durchaus erschreckend hohe Zustimmung für die NPD gegeben hat, blieben die Rechtsextremen doch zum Glück insgesamt relativ blass. Die Wahlergebnisse sagen aber nichts darüber aus, wie es um die tatsächliche Verbreitung des rechtsextremen Gedankengutes in den Köpfen aussieht. Derzeit droht uns sowohl die Gefahr in den Parlamenten (mit der NPD in Sachsen und der DVU in Brandenburg), als auch mit einer schleichenden Unterwanderung unserer Alltagskultur. Gerade die NPD verfolgt vor Ort einen „Kampf um Köpfe“. Sie lässt ihre Propaganda in die öffentliche Debatte um Zuwanderung und Terrorismus sickern. Rechtsextreme, die längst aufgehört haben, durch ihr Äußeres zu provozieren, versuchen – als Biedermänner getarnt – ihre Feindbilder bei Elternversammlungen der Kita oder der Schule oder bei Schülerzeitungsredaktionen einzubringen. Und sie wissen geschickt junge Leute zu ködern, indem sie CDs mit einschlägiger Musik und Parteihetze gezielt an Schulen verschenken und Freizeitaktivitäten organisieren.

Immer wieder wird gefordert, die NPD zu verbieten. Natürlich bin auch ich für ein Verbot der NPD. Nicht weil wir damit das Problem des Rechtsextremismus gelöst hätten, aber nur ein Verbot kann verhindern, dass Demokratie auf dem Weg der staatlichen Parteienfinanzierung Antidemokraten materiell unterstützen muss. Wir erleben derzeit, dass die NPD einen neuen Weg geht, indem sie sich der neonazistischen Szene öffnet und führende Neonazis aufnimmt. Einer ist sogar in den Bundesvorstand gewählt worden. Dass eine rechtsextreme Partei wie die NPD, die in einem Landesparlament sitzt, Verbindungen zur gewaltbereiten Neonazi-Szene unterhält, von der sie sich politische Unterstützung erhofft, ist ein Skandal!

Wir müssen den neuen Nazis das Wasser politisch abgraben, ganz gleich, in welcher Gestalt und unter welchem Namen sie ihr Haupt erheben. Zum Glück trifft die NPD bei vielen ihrer Aktionen

immer wieder auf Menschen, die der NPD nicht die Straßen und Plätze überlassen. So protestierten am 13. Februar dieses Jahres in Dresden zehntausende Menschen gegen einen der größten Neonazi-Aufmärsche der jüngeren Geschichte. In Berlin verhinderten tausende Gegendemonstranten am 8. Mai einen Marsch der Rechtsextremisten in Richtung Brandenburger Tor.

Eine häufig gehörte These lautet, Stimmen für Rechtsextreme seien Proteststimmen; Denkzettel für die demokratischen Parteien. Richtig daran ist nur dieses: Längst nicht jede Stimme für Rechtsextremisten ist die Stimme eines Rechtsextremisten. Mit anderen Worten: Wir müssen die Sorgen, die Verunsicherung, die Menschen damit ausdrücken, sehr ernst nehmen. Es ist vor allem die Angst, Arbeit und gesellschaftlichen Status zu verlieren, die Menschen empfänglich für rechtsextremistische Parolen macht. Ich sage das auch bewusst mit Blick auf die schwierigen Umbrüche, die wir derzeit erleben. Wir sind mitten in schmerzhaften Reformen, die sicher Glaubtes in Frage stellen und den Menschen einiges zumuten. Die Unsicherheit über das, „was kommt“, erzeugt verständlicherweise Unzufriedenheit und Ängste. Je größer diese Ängste, desto größer ist auch der Wunsch nach einfachen und schnellen Erklärungen und Lösungen. Und desto größer ist die Neigung, jemandem auf den Leim zu gehen, der für komplexe Probleme triviale Lösungen anpreist und der – angeblich – Schuldige benennen kann. Die Rechtsextremen – und das ist das Gefährliche – geben auf soziale und wirtschaftliche Probleme nationalistische Antworten. Die NPD und andere rechtsextreme Parteien sowie die Neonazi-Szene insgesamt sind manifest ausländerfeindlich, rassistisch und antisemitisch. Hier hilft nur Aufklärung und Bildung, damit insbesondere junge Menschen diesen Menschenverächtern nicht auf den Leim gehen.

Die Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus beginnt mit der breiten Unterstützung derjenigen, die sich für eine demokratische und friedliche Kultur engagieren. Solche Bürgerinitiativen und Jugendgruppen, die die Straßen, Plätze, Wohnviertel und Jugendeinrichtungen nicht den Antidemokraten überlassen, brauchen unsere Aufmerksamkeit und unsere Hilfe. Sie brauchen Mitstreiterinnen und Mitstreiter und sie brauchen Geld.

Im Jahre 2000 wurde das Bündnis für Demokratie und Toleranz gegründet, das alle Initiativen bündelt, die sich gegen fremdenfeindliche, rassistische und antisemitische Bestrebungen wenden. Viele hundert Gruppen und Einzelpersonen gehören inzwischen dazu. Das ist mehr als nichts. Aber es ist nicht genug. Besonders froh bin ich über viele junge Menschen, die solche Initiativen für Demokratie und Toleranz tragen und unterstützen, weil sie damit auch das Bild korrigieren, „die“ Jugend sei besonders anfällig für die Parolen der Neonazis. Für das Aktionsprogramm „Jugend für Toleranz und Demokratie“ hat der Bund seit 2001 bislang 163 Millionen Euro Fördergelder bereitgestellt, bis 2006 sollen es 192 Millionen Euro werden. Das Programm, das aus den beiden Programmteilen ENTIMON (Gemeinsam gegen Gewalt und Rechtsextremismus) und CIVITAS (Initiative gegen Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern) besteht, hat inzwischen rund 3.600 Projekte und Maßnahmen unterstützt.

Man kann es nicht genug betonen: Unsere Gesellschaft ist angewiesen auf die „nachwachsenden“ Demokraten. Auf neue Generationen, die bereit sind, sich mit der Geschichte zu befassen, aus den Verwerfungen der Geschichte zu lernen und daraus freiheitliche, humanitäre und humanistische Konsequenzen zu ziehen.

Nach fast 60 Jahren Freiheit in Westdeutschland und fast 15 Jahren durchaus nicht unbeschwerlicher Freiheit in Ostdeutschland machen mir zwei

Beobachtungen Sorgen, die gleichermaßen eine Unterschätzung des Wertes der Freiheit nach sich ziehen können: Im Westen geht die Erfahrung verloren, dass Freiheit prekär, immer gefährdet ist. Sie wird irtümlich für gegeben und selbstverständlich gehalten. Und im Osten verfolgen unmittelbare, oft existenzielle Sorgen dazu, diese für schwerwiegender zu halten, als es der Gewinn der Freiheit ist.

Freiheit ist schwer erkämpft, aber sie kann schnell und leicht verspielt werden. Verlust der Demokratie ist immer auch Verlust der Freiheit. Treten wir also bereits den leisesten Anfängen von Unfreiheit, Rechtsbruch und Menschenverachtung entschieden entgegen. Zeigen wir Gesicht, damit wir uns dies erhalten: eine Gesellschaft, in der Hass und Intoleranz keinen Platz haben und in der wir alle ohne Angst Verschiedene sein können.

Wolfgang Thierse, Jg. 1943. Kulturwissenschaftler und Germanist. Von 1977 bis 1990 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften der DDR im Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Bis Ende 1989 parteilos, wurde Thierse Anfang Oktober 1989 Mitglied des Neuen Forum und trat Anfang Januar 1990 in die SPD ein. Von 1990 bis 1998 war er stellvertretender Vorsitzender der SPD-Fraktion und von Oktober 1998 bis Oktober 2005 Bundestagspräsident. Seitdem ist er Vizepräsident des Deutschen Bundestages.



David | ANNO –1010

Tritt Goliat entgegen mit Schleuder und Gottvertrauen (1.Sam 17)

Erich Lüth

und die frühe Vergangenheitsbewältigung

PETER REICHEL



FOTO: CHRISTOPH KELLER

Im allgemeinen blieben die prominenten und weniger prominenten Schauspieler und Regisseure der NS-Zeit unbehelligt und kamen rasch wieder vor bzw. hinter die Kamera, von Hans Albers bis Heinz Rühmann, von Josef von Baky bis Alfred Weidenmann.

Das wird nur den verwundern, der nicht bedenkt, dass ihre Kunst so gefragt war wie zuvor und die Nachfrage nach Unterhaltungsfilmen nicht geringer als im ‚Dritten Reich‘. Die personelle Verflechtung zwischen dem NS-Film und dem Nach-

kriegsfilm war groß, und die Zahl der sogenannten ‚Überläufer‘ war es auch. Vergessen oder vergeben schien, daß und warum fast alle der prominenten Schauspieler von Film und Bühne „mit den Staatsführern“ von einst „an einem Tisch gesessen“ hatten. Vergessen hatten oder wollten es auch die Stars selbst. In ihren zahlreich geschriebenen Memoiren haben sie einfach „weggelassen, was sie nicht memorieren mochten.“ Zumal sie sich eben als unpolitische Künstler verstanden und das Theater bzw. den Film als eine politikferne Zone erlebt hatten. Selbst die Regisseure von nationalsozialistischen Tendenzfilmen kamen nach und nach wieder zum Zuge.

Doch nicht immer ließ sich die eigene Vergangenheit so leicht verharmlosen. Nicht immer konnten sich die virtuellen Medien-Verführer so einfach zu Verführten stilisieren und die NS-Zeit so bequem in die eigene Lebensgeschichte und Künstlerkarriere integrieren. Bisweilen wurden Filmschaffende auch von ihrer Vergangenheit eingeholt und zum Anlaß eines politischen Skandals. Das musste der prominente Schauspieler

und Mehrfachdarsteller in Jud Süß, Werner Krauss, im Jahre 1950 in Berlin erleben. Noch ärger erging es dem nicht minder prominenten Jud Süß-Regisseur Veit Harlan.

Neben Leni Riefenstahl gehört er zu den ebenso umstrittenen wie renommierten Filmregisseuren der NS-Zeit. Sich selbst stilisierte er gern zum „willenlosen Werkzeug“ seines obersten Dienstherrn, Joseph Goebbels. Wäre er nicht der Regisseur des berühmt-berüchtigten Jud Süß-Films gewesen, man hätte ihn womöglich unbehelligt gelassen. So aber galt er als führender Repräsentant des Ufa-Kinos im Dritten Reich. Die Geschichte seines Falls hat zwei Seiten und ist deshalb von besonderem Interesse: Was als Versuch begann, den Regisseur des antisemitischen Jud Süß-Films wegen Beteiligung an einem Menschlichkeitsverbrechen zu verurteilen, endete Jahre später mit einem Grundsatzurteil des Bundesverfassungsgericht zum Recht auf freie Meinungsäußerung. Die Auseinandersetzung um Harlan und seine NS-Filme begann schon bald nach 1945.



Wie andere mit ihm – zurück ins Filmgeschäft. Das war nur mit alliierter Lizenz möglich. Um die Entnazifizierung zu beschleunigen, beantragte der einstige Reichskultursenator und von Goebbels ernannte Film-Professor ein entsprechendes Verfahren gegen sich. Als bekannt wurde, daß er als ‚unbelastet‘ eingestuft worden war, gab es in der Presse erste Protestäußerungen. Und als der prominente Film-Regisseur mit seiner Frau, der Schauspielerin Kristina Söderbaum, an der Westpremiere des Defa-Films *Ehe im Schatten* im Hamburger Waterloo-Kino teilnehmen wollte, kam es zum Eklat. Das Publikum protestierte und die Kinoleitung verwehrte dem prominenten Paar die Premiereneteilnahme. Den nächsten Schritt machten die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes und die Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen. Sie verklagten Harlan wegen Verstoßes gegen das Kontrollratsgesetz Nr. 10, 2. Danach war auch Beihilfe zur Verfolgung aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Der Prozeß begann Anfang März 1949 vor dem Hamburger Schwurgericht.

Es unterschied zwischen einer objektiven und einer subjektiven Seite des Streitfalls, zwischen dem Filmprodukt und seinem Produzenten, dessen Beweggründen und dessen Situation während des Dritten Reiches. Mochte auch an der „klaren antisemitischen Tendenz“ des Films kein Zweifel bestehen, also in objektiver Hinsicht der Tatbestand des Kontrollratsgesetzes erfüllt sein, von persönlich zurechenbarer Schuld sprach das Gericht den Beklagten frei. Es sei nicht zu beweisen, hieß es, daß durch den Film einem Juden Leid zugefügt worden sei. Eine – strafrechtlich allein relevante – Kausalität zwischen Film und Völkermord wollte es jedenfalls nicht anerkennen und sprach den Angeklagten frei. Die Harlan-Anhänger jubelten und trugen den Freigesprochenen auf ihren Schultern aus dem Gerichtssaal. Die Bilder erschienen in der internationalen Presse. Der Oberste Gerichtshof für die Britische Zone in Köln hob den Freispruch indes auf und gab das Verfahren an das Landgericht zurück. Entschieden verwarfen die Kölner Richter die Position der Hamburger Strafkammer. „Während man die Juden im Osten und in den Konzentrationslagern massenweise tötete“, so argumentierten sie, „verhetzte und ‚beruhigte‘ man das deutsche Volk durch eine wohlberechnete Massenpropa-

ganda, deren Kern die Behauptung war, daß man sich der ‚jüdischen Schädlinge‘ nur auf diese Weise wirksam entledigen könne.“ Im Rahmen dieser Verfolgung und Vernichtung sei Jud Süß „ein nicht unwesentliches Werkzeug“ gewesen.

Das hinderte allerdings das Hamburger Schwurgericht nicht, Harlan in einem zweiten Verfahren erneut freizusprechen. Nun anerkannte das Gericht, daß sich der Angeklagte in einem „Nötigungsnotstand“ (nach § 52 StGB) befunden habe. Es nahm zu Harlans Gunsten an, daß er vor ein ‚Sondergericht‘ gekommen und dadurch in eine lebensbedrohliche Lage geraten wäre.

Auch in der Frage seiner „inneren Einstellung“ fand das Gericht keinen strafrechtlich relevanten Tatbestand. Im Gegenteil. „Die große Zahl der Einzelbeispiele (von beruflichen und freundschaftlichen Beziehungen zu Juden, d.Verf.), glaubwürdig bekundet von einer Reihe von unter dem nazistischen Regime (...) verfolgten (...) Personen, ergibt von Harlan nicht das Bild eines Antisemiten und nicht das Bild eines überzeugten Nationalsozialisten.“ Am 29. April 1950 wurde Harlan erneut freigesprochen, und weil die Staatsanwaltschaft auf eine abermalige Revision verzichtete, war Harlan ein freier Mann.

Sofort machte er sich daran, mit der Göttinger Domnick-Film-Produktion einen neuen Film zu drehen: *Unsterbliche Geliebte* nach der Storm-Novelle *Aquis submersus*. Daraus sollte ein neuer Prozeß hervorgehen, zu dem Harlans Produzent mit einer Klage gegen Erich Lüth, den Leiter der Pressestelle im Hamburger Rathaus, den Anstoß gab. Der Senatsdirektor hatte anlässlich der Eröffnung der ‚Woche des deutschen Films‘ im September 1950 zum Boykott gegen Harlans neuen Film aufgerufen:

„Nachdem der deutsche Film im ‚Dritten Reich‘ seinen moralischen Anspruch verwirkt hatte, ist allerdings ein Mann am wenigsten geeignet, diesen Ruf wiederherzustellen: Das ist der Drehbuchverfasser und Regisseur des Films ‚Jud Süß‘! Möge uns weiterer unabsehbarer Schaden vor der ganzen Welt erspart bleiben, der eintreten würde, indem man ausgerechnet ihn als Repräsentanten des deutschen Films herzustellen sucht. Sein Freispruch in Hamburg war nur ein formeller. Die Urteilsbegründung war eine moralische Verdammung. Hier fordern wir von den Verleihern und Theaterbesitzern eine Haltung, die nicht ganz billig ist, die man sich etwas kosten lassen sollte: Charakter.“

Die Domnick-Film drohte mit Schadenersatzforderungen. Lüth zeigte sich jedoch unerschrocken und legte mit einem Offenen Brief nach:

„Es mag im In- und Ausland Geschäftsleute geben, die sich an einer Wiederkehr Harlans nicht stoßen. Das moralische Ansehen Deutschlands in der Welt darf aber nicht von robusten Geschäftsleuten erneut ruiniert werden. Denn Harlans Wiederauftreten muß kaum vernarbte Wunden wiederaufreißen und abklingendes Mißtrauen zum Schaden des deutschen Wiederaufbaus furchtbar erneuern. Es ist aus all diesen Gründen nicht nur das Recht anständiger Deutscher, sondern sogar ihre Pflicht, sich im Kampf gegen diesen unwürdigen Repräsentanten des deutschen Films über den Protest hinaus auch zum Boykott bereitzuhalten.“

Die Produktionsfirma erwirkte beim Landgericht Hamburg eine Verfügung, die Lüths Boykottaufruf als „sittenwidrige“, weil geschäftsschädigende Aufforderung bewertete und unter Androhung von Geldstrafe in unbestimmter Höhe oder Haftstrafe untersagte. Die Auseinandersetzung zwischen Lüth und Harlan weitete sich aus. Lüth ging in die nächste Instanz. Aber auch das Hanseatische Oberlandesgericht untersagte ihm, zum Boykott der Harlan-Filme aufzurufen. Zunehmend mobilisierte und polarisierte der Streit die Öffentlichkeit.

In anonymen Zuschriften und in der Boulevardpresse wurde Lüth heftig attackiert. Teile der SPD, der Gewerkschaften und Studentenverbände unterstützten ihn, voran der SDS. Die Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, die VVN und die Notgemeinschaft schlossen sich an. Der Chronist der Protestbewegungen der fünfziger Jahre, Wolfgang Kraushaar, hat mehr als 60 öffentliche Aktionen und Demonstrationen in West-Berlin, der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz gezählt und spricht von einer „Anti-Harlan-Bewegung.“ Rückenstärkung fand der Protest auch beim amerikanischen Hochkommissar. John McCloy erklärte öffentlich, wäre er Student, er würde auf die Straße gehen und den Protest gegen Harlan unterstützen. Störaktionen gegen die Aufführung des neuen Harlan Melodrams wurden in zahlreichen Städten organisiert. Salzburg und Freiburg erlebten antisemitische Ausschreitungen, Gerichte verurteilten Demonstranten wegen Landfriedensbruch. In West-Berlin, Frankfurt und Köln sprachen sich die kommunalen Repräsentanten gegen die Aufführung von Harlan-Filmen aus.

Jeremia | ANNO –990

Berufung: „Ich setze dich über Völker und Königreiche, dass du ausreißen und einreißen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen“ (Jer 1,10)

Tempelrede (Jer 7 und 26)

Auf Empfehlung des SPD-Bundestagsabgeordneten und Justitiars Adolf Arndt legte Lüth beim Bundesverfassungsgericht schließlich Beschwerde ein. Sie stellte darauf ab, daß Lüths grundrechtlich geschützte Meinungsfreiheit durch die Landgerichtsverfügung verletzt worden sei. Das Gericht ließ sich mit seiner Entscheidung Zeit. Erst im Januar 1958 erging das Urteil. Es anerkannte in der Meinungsfreiheit nicht nur „eines der vornehmsten Menschenrechte“, sondern „in gewissem Sinn die Grundlage jeder Freiheit überhaupt“ und bewertete dieses Grundrecht höher als jenes der freien wirtschaftlichen Betätigung, weil es für die freiheitliche Demokratie von grundlegender Bedeutung sei, dass öffentliche Diskussionen über Fragen von allgemeinem Interesse geführt werden. Es stellte die Beschwerde überhaupt in einen größeren Zusammenhang. Lüth sei „von der Sorge bewegt“, so das Gericht, „das Wiederauftreten Harlans könne – vor allem im Ausland – so gedeutet werden, als habe sich im deutschen Kulturleben gegenüber der nationalsozialistischen Zeit nichts geändert; (...) (als) sei Harlan auch jetzt wieder der repräsentative deutsche Filmregisseur. Diese Befürchtungen betrafen eine für das deutsche Volk wesentliche Frage, im Grunde die seiner sittlichen Haltung und seiner darauf beruhenden Geltung in der Welt. Dem deutschen Ansehen hat nichts so geschadet wie die grausame Verfolgung der Juden durch den Nationalsozialismus. Es besteht also ein entscheidendes Interesse daran, daß die Welt gewiß sein

kann, das deutsche Volk habe sich von dieser Geisteshaltung abgewandt und verurteile sie nicht aus politischen Opportunitätsgründen, sondern aus der durch eigene innere Umkehr gewonnenen Einsicht in ihre Verwerflichkeit.“

Ausdrücklich würdigte das Gericht in seiner Urteilsbegründung, daß Lüth bei „seiner Bewertung des Wiederauftretens Harlans im Einklang mit der Haltung angesehenen Persönlichkeiten des In- und Auslandes“ gehandelt habe und verwies u.a. auf eine Stellungnahme von 48 Göttinger Hochschullehrern und eine Erklärung des SPD-Abgeordneten Dr. Carlo Schmid, der anlässlich der Vorführung des Harlan-Films Immensee in einem Bonner Kino vor dem Bundestags erklärte hatte: „Es ist eine Schande, daß die Machwerke dieses Mannes in Deutschland überhaupt gezeigt und besucht werden können (...) eines Mannes (...), der zumindest indirekt mit dazu beigetragen hat, die massenpsychologischen Voraussetzungen für die Vergasungen von Auschwitz zu schaffen.“ So sehr sich das Gericht in diesem Urteil auch auf die Seite Lüths stellte, zu einer Verurteilung Harlans kam es nicht. Der aus dem Entnazifizierungsverfahren unbelastet hervorgegangene und von persönlicher Schuld zweimal freigesprochene Regisseur blieb gerichtlich letztlich unbehelligt. Auch eine Auseinandersetzung über die Ästhetik der Harlan-Filme, die noch lange Jahre Filmkritik und Kinopublikum beschäftigen und spalten sollte, fand nicht statt.

Aber Lüth hatte etwas erreicht, das zu der Zeit für die Republik womöglich wichtiger war. Dieser engagierte und unerschrockene Mann, der im Anschluß an die Veröffentlichung des Tagebuchs der Anne Frank (1957) „Erinnerungsfahrten“ zu den Gräbern des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen organisierte und die Bewegung „Friede mit Israel“ ins Leben rief, schrieb politische Protest- und Grundrechts Geschichte für die frühe Bundesrepublik. Darin zeigt sich allerdings einmal mehr, wie sehr die Thematisierung der NS-Vergangenheit und das geschichtspolitische Interesse an ihr jeweils zeitgebunden ist. In dem Konflikt zwischen der Harlan-Gemeinde und den Lüth-Genossen und dem öffentlichen Interesse daran, ging es weniger um eine kritische Auseinandersetzung mit dem NS-Unterhaltungsfilm, sondern mehr um die Schuld und moralische Kompromittierung des vormaligen NS-Starregisseurs. Im Mittelpunkt des Konflikts stand damals das für die junge Bundesrepublik grundlegende und – im Hinblick auf die Integration von NS-Belasteten – strittige Verhältnis von Wirtschafts- und Meinungsfreiheit.

Prof. Dr. Peter Reichel, geboren 1942 in Rendsburg, Studium der Politischen Wissenschaft, Neueren Geschichte und Philosophie. Promotion 1972, Habilitation 1981 an der FU Berlin, Seit 1983 Professor am Institut für Politische Wissenschaft an der Universität Hamburg, seit 1986 für Historische Grundlagen der Politik.



LEON DE WINTER

Die Ignoranz der Toleranz

HOLLÄNDISCHES TAGEBUCH (6)

Über Jahrhunderte hinweg haben wir in den Niederlanden das Poldermodell perfektioniert. Die Niederlande waren und sind ein Land von Minderheiten, das aus einem Zusammenwirken selbstbewußter Provinzen mit verschiedenen religiösen und wirtschaftlichen Interessen entstand. Bürger und Bauern konnten nur überleben, wenn sie, um keine nassen Füße zu bekommen, in den Poldern intensiv zusammenarbeiteten.

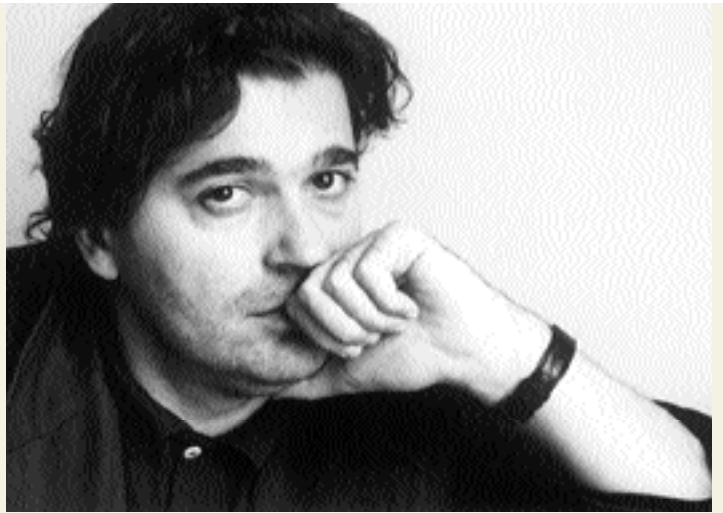
In diesem stets labilen Gleichgewicht konnten Nischen entstehen, in denen Fremde und Andersdenkende Unterschlupf fanden. Das nennen wir Toleranz, obwohl das arg nobel klingt. Vielleicht sollte man lieber „Gleichgültigkeit“ sagen. Aber auch Gleichgültigkeit läßt Fremde und andere gewähren.

Die niederländischen Eliten haben diese Eigenschaften im Laufe vieler Generationen verinnerlicht. Unsere Eliten sind fleischgewordene Poldermodellierer. Ihre Lebenshaltung und ihr Weltbild decken sich vollkommen mit den politischen Modellen, nach denen die Niederlande schon seit vier Jahrhunderten regiert werden. Und Stützfeiler des Ganzen ist der individuelle Bürger. Von klein auf lernt er den komplizierten Balanceakt zwischen erlauben, verbieten und dulden. Der Niederländer ist ein traditionsbewußter Mensch, der genau weiß, wann er das Gesicht abwenden muß, um die Fremdheit des anderen nicht wahrzunehmen. Wohlgeachtet: Ich halte das für eine bewundernswerte Eigenschaft, die höchste Ansprüche an die Selbstdisziplin stellt.

Doch in den vergangenen 30 Jahren kamen große Gruppen islamischer Immigranten ins Land, die keinerlei Erfahrung mit einer solchen bürgerlichen Disziplin hatten und in deren Ursprungskultur die individualistische, kalvinistische Schuldkultur, der behutsame Umgang mit religiösen Gefühlen anderer und das Vermögen wegzuschauen keine Rolle spielten. Das waren keine religiösen oder politischen Flüchtlinge, wie die Niederlande sie seit Jahrhunderten kennen, sondern wirtschaftliche. Die Eliten waren nicht imstande, diese neuen Probleme zu erkennen. Nicht aus Feigheit oder bösem Willen. Sondern weil sie anständige Niederländer sind.

Das ist kurzgefaßt die ganze niederländische Tragödie.

Die Welt, 24. November 2004



Leon de Winter, Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2006

Leon de Winter wurde am 26.2.1954 in s'Hertogenbosch, Niederlande, als Sohn niederländisch-orthodoxer Juden geboren. Viele Angehörige seiner Familie wurden Opfer des Holocaust, den seine Eltern überleben konnten. Im Alter von 12 Jahren begann de Winter mit dem Schreiben, um den frühen Tod seines Vaters zu verarbeiten. Daher gehören seither u.a. Abschiednehmen, Trauer, Verlust und Tod zu den zentralen Themen seines Schaffens. In seinen eigenen Worten: „Ich stelle mir das Schlimmste vor und dann mache ich ein Ritual, das Ritual des Schreibens, um das zu kontrollieren und die Wirklichkeit zu schützen.“

Nach der Schule folgte eine Ausbildung bei der Bavaria Film in München, anschließend studierte er an der Filmakademie in Amsterdam. Seit 1976 arbeitet er als freier Schriftsteller. Dem Film blieb er verbunden: als Filmemacher, Drehbuchautor und Produzent.

Auch in seinen Romanen ist de Winters Lust am Film spürbar. Seine Erzählkunst stützt sich auf diverse filmisch-narrative Techniken. Er besitzt ein gutes Gespür für Plots und Settings und ist ein Meister der geschliffenen Dialoge. Er hat keine Angst vor großen Gefühlen. Die Handlungsstränge sind ebenso komplex wie dramaturgisch perfekt angelegt, die Figuren wirken lebendig in ihrer Vielschichtigkeit und sind stets mit einer guten Portion Humor ausgestattet.

Zu de Winters bekanntesten Romanen zählt „Leo Kaplan“ (1986, dt. 2001). Parallel und gleichzeitig konträr zur eigenen Biographie erfindet der Autor hier sein alter ego, einen Schriftsteller, der an seiner Schreibblockade leidet. Auch die Figur Hoffman in „Hoffman's hunger“ (1990; dt. „Hoffmans Hunger“, 1994) ist ein tragischer Held auf der Suche nach einem Ausweg, wie er die Schicksalsschläge des Lebens ertragen kann.

1999 gründete de Winter die Filmproduktionsfirma Pleswin mit der Idee, europäische Stoffe für den amerikanischen Markt attraktiv zu machen. 2000 entstand „The Hollywood Sign“ nach seinem Roman „De Hemel van Hollywood“ (1997; dt. „Der Himmel über Hollywood“, 1998) unter der Regie von Sönke Wortmann. Eine Adaption von „SuperTex“ (Regie: Jan Schütte) kam 2003 in die Kinos. Bisher sind sechs seiner Romane verfilmt worden.

Leon de Winter schreibt auch Theaterstücke, Reportagen und Erzählungen. In Essays und Zeitungsartikeln äußert er sich regelmäßig zu politischen Themen, z. B. zum vereinten Europa, zur israelisch-palästinensischen Situation, dem immer wieder aufkeimenden Antisemitismus in Europa sowie zum Irak-Krieg. In jüngster Zeit mischt er sich infolge der Ermordung des islam-kritischen Filmemachers Theo van Gogh engagiert und unkonventionell in die Debatte um Fragen der Integration islamischer Bürger und den Grenzen des Dialogs mit dem Islam ein.

2002 wurde ihm für sein Gesamtwerk der WELT-Literaturpreis verliehen. Sein zehnter Roman „God's Gym“ (2002) erschien im Frühjahr 2003 auf deutsch unter dem Titel „Malibu“.

Leon de Winter lebt mit seiner Frau, der Schriftstellerin Jessica Durlacher, und seinen Kindern in Amsterdam und Los Angeles.

Knecht Gottes | ANNO –550

„Ich bot meinen Rücken denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich rauten. Mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel. Aber Gott der HERR hilft mir, darum werde ich nicht zuschanden. Darum habe ich mein Angesicht hart gemacht wie einen Kieselstein.“ (Jes 50,6 f.)

ÄNNE OSTERMANN

Zivilcourage – eine demokratische Tugend

Lexika sind Spiegel der Kultur. Dies gilt nicht nur für die Begriffe,
die sie aufführen und definieren, sondern noch mehr
für die fehlenden Stichwörter.

Wie bis heute in den deutschen pädagogischen Lexika – im Gegensatz zu den angelsächsischen – das Stichwort „Glück“ nicht aufzufinden ist, so fehlt in den großen deutschen Nachschlagewerken (Brockhaus und Meyer), aber auch in den Zettelkästen der Bibliotheken, das Stichwort „Zivilcourage“. Die Vermutung liegt nahe, dass nicht nur der Begriff in den deutschen Lexika fehlt, sondern es fehlt vielleicht auch das Verhalten, das er meint, in der deutschen Realität. „Zivilcourage“ ist ein Gegenbegriff zu „Autoritätsgewalt“. An Gehorsam der Autorität gegenüber hat es in der deutschen Geschichte nicht gemangelt – und dieser Begriff fehlt in keinem deutschen Lexikon.

Wo der Begriff herkommt

Geht man der Geschichte des Begriffs „Zivilcourage“ nach, so findet man, dass das Wort erstaunlicherweise von Bismarck geprägt wurde. Er schrieb an einen Freund: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut, aber wir werden nicht selten finden, dass es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“

Bismarck sah in der Zivilcourage das bürgerliche Pendant zu der militärischen Tugend der Tapferkeit. Er war wohl der Meinung, dass, so wie der Soldat tapfer sein, der Zivilist Zivilcourage haben müsse. Sein Zitat korrespondiert auf inverse Art mit dem Satz von Franca Magnani, die davon ausgeht, dass Zivilcourage in einem Land die militärische Tapferkeit unnötig mache. Franca Magnani, die kürzlich verstorbene italienische Journalistin, hat selber ein bewunderungswürdiges Beispiel für Zivilcourage gegeben, als sie sich in den achtziger Jahren weigerte, ihre Fernsehkommentare nach dem Gefallen der Rundfunkmächtigen in München auszurichten, woraufhin sie Bildschirmverbot für ihre Beiträge erhielt.

Dies scheint das Wesentliche der Zivilcourage zu sein: nicht vor den Mächtigen zu kuschen, sondern an der eigenen Meinung festzuhalten, auch wenn es inopportun ist und Nachteile bringt. Zivilcourage ist in diesem Sinn eine genuin de-

mokratische Verhaltensweise: ohne Amt und ohne öffentlichen Auftrag, allein im Namen der Vernunft und der Sittlichkeit gegen die Lüge und das Unrecht einzutreten.

Zivilcourage meint ein mutiges, unerschrockenes Verhalten in der Öffentlichkeit und im Privatleben. Wenn Bismarck dem soldatischen „Mut auf dem Schlachtfelde“ die „Zivilcourage“ gegenüberstellte, meinte er wohl in erster Linie den Mut in öffentlichen Angelegenheiten, also die Standhaftigkeit, die eigene Überzeugung gegenüber Mächtigeren, also etwa Vorgesetzten, zu vertreten. In besonderer Schärfe stellt sich deshalb die Frage der Zivilcourage, wenn es sich um einen Beamten oder Soldaten handelt, der sich entscheiden muss, ob er einer Anordnung oder einem Befehl folgen soll oder darf, der seiner Meinung nach rechtswidrig ist. Für das Funktionieren der öffentlichen Verwaltung und auch des Militärs ist es zwar grundsätzlich unerlässlich, dass ein Beamter oder ein Soldat einer dienstlichen Anweisung oder einem Befehl folgt. Aber auch Vorgesetzte können irren, fehlerhaft handeln oder ihre Machtstellung missbrauchen. Wenn dann der Untergebene widerspricht, die Anordnung oder den Befehl nicht befolgt, geht er ein hohes Risiko ein. Er riskiert ein Disziplinarverfahren und u.U. den Verlust seiner Stellung.

Zivilcourage ist es auch, wenn man in der Öffentlichkeit oder auch in einer Gruppe eine abweichende Meinung vertritt, die gegen den allgemeinen Konsens steht. Der norwegische Dramatiker Henrik Ibsen hat in seinem Schauspiel „Der Volksfeind“ diese Situation dargestellt: Der Badearzt Dr. Stockmann stellt fest, dass die Bäder durch Industrieabwässer verseucht sind. Sein Versuch, diese Erkenntnis der Öffentlichkeit mitzuteilen und eine Sanierung der Bäder zu erreichen, stößt auf den erbitterten Widerstand der Stadtoberen, der Bäderverwaltung, der Industrie und der Presse. Er verliert seine Stellung, die Scheiben seines Hauses werden eingeworfen und seine Kinder verprügelt. Er steht gegen die „kompakte Majorität“.

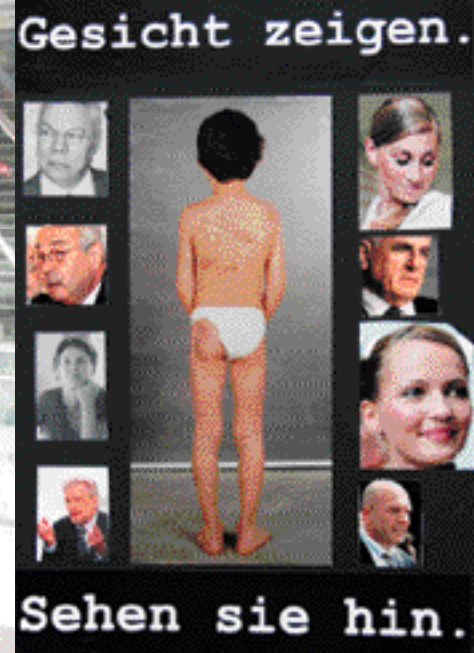
Eine bürgerliche Tugend

Zivilcourage ist eine bürgerliche Tugend. Sie ist untrennbar mit dem bürgerlichen Individuum verbunden und gehört zur zivilen Gesellschaft. Franca Magnani hat in ihrer Sentenz die alte bürgerliche Hoffnung formuliert: dass die Verallgemeinerung der bürgerlichen Vernunft das Ende der militärischen Kämpfe und Kriege bedeuten und keine Tapferkeit auf dem Schlachtfeld mehr notwendig sein würde. Diese Argumentationsfigur findet sich in der Frühzeit des bürgerlichen Denkens, etwa bei Saint-Simon und Fourier. Wir wissen heute, dass diese Hoffnung eine Illusion war. Aber dies macht die bürgerliche Tugend keineswegs wertlos, im Gegenteil: Sie scheint heute notwendiger denn je.

Zivilcourage ist nicht nur im politischen Bereich vonnöten, sondern ebenso und vielleicht noch häufiger im Alltag, etwa, wenn in der U-Bahn oder auf der Straße fremd aussehende Menschen oder Schwache belästigt oder niedergeschlagen werden. Zivilcourage verlangt kein Märtyrertum, etwa, wenn es sich bei den Gewalttätern um eine mit Baseballschlägern bewaffnete Horde von Skinheads handelt, gegen die ein einzelner nichts ausrichten kann, ohne selber Opfer zu werden. Aber Zivilcourage ist ohne Mut und die Bereitschaft, ein Risiko einzugehen, nicht zu haben.

Die Ziele, zu deren Durchsetzung Zivilcourage aufgerufen ist, sind keine privaten, sondern sie orientieren sich am Gemeinwohl, am Recht und an der Moral. Zivilcourage darf nicht dazu dienen, eigene Interessen durchzusetzen. In einem demokratischen Rechtsstaat ist Zivilcourage in der Regel nicht gefordert, um unrechtmäßiges staatliches Handeln abzuwehren, sondern sehr viel häufiger dann, wenn die staatliche Macht nicht imstande ist, Schwache vor Gewalt und Aggression zu schützen. Wenn auf der Straße Ausländer zusammengeschlagen werden oder eine Frau vergewaltigt wird, ist der Verweis, dass es Aufgabe der Polizei sei, diese Straftaten zu verhindern, eine billige Ausrede.

In Unrechtsstaaten wie dem Nazi-Reich oder der DDR war dagegen Zivilcourage gefordert, um



staatliches Unrecht zu verhindern; dies bedeutete eine Anspannung des Gewissens und des Mutes, die sehr häufig die Möglichkeiten von Menschen überschritt, etwa, wenn es in der Nazizeit galt, Juden vor der Gestapo zu verstecken, oder in der DDR, wenn ein Grenzsoldat vor der Frage stand, ob er den Befehl, auf wehrlose Flüchtlinge zu schießen, ausführen oder verweigern sollte.

Zivilcourage und ziviler Ungehorsam

Sehr häufig wird ziviler Ungehorsam mit Zivilcourage gleichgesetzt. Es gibt ohne Zweifel Berührungspunkte zwischen den beiden Verhaltensweisen. Bei Zivilcourage handelt es sich um individuelles Verhalten in einer singulären Situation, beim zivilen Ungehorsam dagegen um eine Strategie, um politische Ziele, denen eine hohe Legitimität zugesprochen wird, gegen staatliches Handeln durchzusetzen. Ziviler Ungehorsam rekurriert nicht auf das Widerstandsrecht im totalitären Staat, also im Unrechtssystem, sondern versteht sich als ein notwendiges Verhaltensmuster und als Weg zur Durchsetzung bestimmter Entscheidungen in demokratischen Gesellschaften.

Was Menschen daran hindert, Zivilcourage zu zeigen

Die Hemmnisse, die Menschen daran hindern, Zivilcourage zu praktizieren, sind zahlreich. Die Notwendigkeit, eingreifen zu müssen, wird oft gespürt, aber die Widerstände einzugreifen sind in den Menschen zu stark. Häufig ist es die Angst, die Menschen daran hindert, aktiv zu

werden. Man kann von einem Menschen nicht fordern, dass er eingreift in einer Situation, die er nicht verändern kann, ohne selbst zum Opfer zu werden. Aber es gibt viele Möglichkeiten des Eingreifens. In solchen Situationen ist Phantasie gefordert.

Anders liegt der Fall, wenn Zivilcourage gefordert wird, um Zumutungen abzuweisen, die einen selber zum Täter machen würden. Empirische Untersuchungen haben gezeigt, dass ausländergefeindliche Aktionen vor allem aus Gruppen heraus geschehen und sich in den Gruppen oft junge Menschen befinden, die das Tun der Gruppe nicht billigen, sich aber dem Gruppendruck beugen – aus Solidarität, um nicht als Feigling zu erscheinen oder um nicht selber in die Rolle des Außenseiters zu geraten.

Dies ist im Grunde die gleiche psychische Situation wie in totalitären Staaten, etwa dem Nazi-System oder der DDR. Menschen sehen, dass das Unrechtssystem Schandtaten verübt und sie zu Helfern macht, aber sie finden nicht die Kraft einzugreifen.

Beispiele für Zivilcourage

Es gibt sicherlich viele Beispiele für Zivilcourage in der Geschichte. Die Gefahren, denen sich der einzelne aussetzte, waren je nach der historischen Situation unterschiedlich groß. Wer im Dritten Reich Juden versteckte, musste in Kauf nehmen, bei der Entdeckung selbst zum Opfer zu werden. Seine Zivilcourage bedeutete das Risiko, einen extrem hohen Preis zahlen zu müssen, und trotzdem gab es Menschen, die dieses eingegangen sind. Wir kennen alle die Ge-

sichte der Anne Frank und ihrer Familie in den Niederlanden. Aber auch in Deutschland sind 10.000 Juden in den Untergrund gegangen, von denen etwa die Hälfte überlebt hat. Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Kraft, Mut und Opferbereitschaft den Helfern abverlangt wurde. Viele Beispiele sind bekannt. Irene Runge hat nach dem Fall der Mauer fast vergessene Fälle aus der ehemaligen DDR gesammelt und in Gesprächen mit Zeitzeugen in dem Buch „Onkel Max ist jüdisch“ veröffentlicht. Auch in meinem Heimatort Laasphe, der damals ca. 2.000 Einwohner hatte, haben mehrere Familien eingemauert zwischen zwei Häusern überlebt. Von Ende 1942 bis 1945 wurden sie von einer Gruppe von Familien aus dem Ort versorgt. Aber nicht immer sind die Umstände so dramatisch. Eher humorvoll wirkt die Schilderung Erich Frieds, wenn man die Umstände des Geschehens vernachlässigt. Er erlebte 1927 in Wien den „Blutigen Freitag“, als Polizisten auf demonstrierende Arbeiter schossen und ein Polizist und 86 Arbeiter starben.

„An dem Tag war meine Mutter zufällig mit mir in die Innere Stadt gegangen und hatte, weil die Straßen seit Anfang des Kampfes nicht mehr passierbar waren, in einem Laden bei Bekannten Zuflucht gefunden. Durch das Schaufenster sah ich Bahren mit Toten und Verwundeten. – Kurz darauf ließ der Schriftsteller Karl Kraus an den Plakatwänden der Stadt große Plakate anschlagen, gerichtet an den Polizeipräsidenten Dr. Schober, der für das Massaker verantwortlich war. »Ich fordere Sie auf abzutreten.« – Karl Kraus, lautete der Text. Natürlich war der Bluti-

Ester | ANNO –450

Leistet Widerstand gegen Haman (Est 4-7)

ge Freitag, wie man den Tag des Massakers in Wien nannte, wochenlang Gesprächsthema. 1927 war mein erstes Schuljahr. Ich sollte zu Weihnachten im Festsaal unserer Schule ein Weihnachtsgedicht aufsagen. Als ich schon auf der Bühne stand, hörte ich unten jemanden sagen: »Der Herr Polizeipräsident ist auch unter den Gästen.« Also trat ich vor, verbeugte mich und sagte in meiner besten Redemanier: »Meine Damen und Herren! Ich kann leider mein Weihnachtsgedicht nicht aufsagen. Ich habe gerade gehört, Herr Polizeipräsident Doktor Schober ist unter den Festgästen. Ich war am Blutigen Freitag in der Inneren Stadt und habe die Bahnen mit Toten und Verwundeten gesehen, und ich kann vor Herrn Doktor Schober kein Gedicht aufsagen.« – Nochmals verbeugte ich mich und trat dann zurück. Der Polizeipräsident sprang auf und verließ sofort den Saal. Er oder einer aus seinem Gefolge schlug krachend die Tür zu. Ich trat wieder vor und sagte: »Jetzt kann ich mein Weihnachtsgedicht aufsagen.« Ich deklamierte das Gedicht mit all dem Pathos, das man mir beigebracht hatte. Großer Applaus, ich verbeugte mich noch mehrmals und zog mich dann zurück. Mein Lehrer, Franz Ederer, ein linker Sozialdemokrat, wartete schon auf mich. Er umarmte mich: »Das ist ja großartig, Erich! Wie bist du nur auf diese Idee gekommen?« Mein Vater war weniger erfreut. Er grollte: »Ich dulde das nicht. Der Junge schwimmt mir in kommunistisches Fahrwasser!« Ich hatte keine Ahnung, was das hieß, da mein Vater, der auch gegen meine schauspielerische Betätigung gewesen war, es so ablehnend sagte, musste es grundsätzlich etwas Gutes sein, folgte ich.“ (Singer 1992, 39 f.)

Von Mut und Zivilcourage zeugte das Verhalten einer 16jährigen Schülerin, die in der DDR in einem Brief an ihre Direktorin die Wehrerziehung verweigerte:

„Wehrerziehung ist ein Pflichtfach, und Nichtteilnahme gilt als unentschuldigtes Fehlen. Trotzdem habe ich mich dazu entschlossen, an diesem Unterricht nicht teilzunehmen. Ich habe versucht, die Gründe für meine Entscheidung zu formulieren, und bitte um eine offene Aussprache in der Klasse. Ich meine, dass der Frieden heutzutage nicht mehr mit Waffen zu sichern ist. Er ist mit zunehmender Rüstung sogar gefährdeter. Sie führt die Menschheit mit jedem Tag näher ihrem Untergang entgegen, wenn nicht einer wagt auszubringen und seine wirkliche Stärke darin zeigt, den ersten Schritt zur Abrüstung zu tun. Wehrunterricht ist für mich mit der Erziehung zum Frieden nicht vereinbar. Eine solche Ausbildung weckt ein Freund-Feind-Denken und damit Hass

gegen Menschen. Statt Zeit durch das Üben von Marschieren und Geben von Kommandos zu vergeuden, sollten wir uns damit beschäftigen, was uns zu tun möglich ist, einen Krieg zu verhindern: so zum Beispiel ein Fach Friedenserziehung in der Schule einzurichten.

„Aufgabe von Schülern sollte es sein, ihre geistigen Fähigkeiten für die Aufklärung der anderen einzusetzen. Wir sind in der Lage, Werke von Wolfgang Borchert, Dietrich Bonhoeffer, Berta v. Suttner, Thomas Mann, Carl v. Ossietzky, Erich Kästner, den Geschwistern Scholl zu lesen und zu verstehen. – Wir sollten Zeichen setzen. Darum trage ich auch den Aufnäher ‘Schwerter zu Pflugscharen’ ...“

An ihren Freund schrieb die Schülerin: „Nun, nachdem ich mich durch diesen Brief an unsere Direktorin selbst befreit habe von dem Gefühl der Feigheit, so lange geschwiegen zu haben und den bequemeren Weg zu gehen, habe ich etwas Selbstachtung zurück gewonnen. Ich habe es nun einmal richtig ausgesprochen, dieses ‘Nein’.“ (Singer 1992, 14)

In Bayern engagierte sich 1980 eine 18jährige Gymnasiastin in dem Bundestagswahlkampf gegen Franz Josef Strauß und trug in der Schule die Plakette „Stoppt Strauß“. Weder Lehrer noch Schulleitung duldeten dies, und als die Schülerin der Aufforderung der Schulbehörde, die Plakette in der Schule abzulegen, nicht Folge leistete, wurde sie von der Schule verwiesen. Sie gewann allerdings nach zwei Jahren den Prozess vor dem Bayerischen Verfassungsgerichtshof. Zwei weitere Prozesse, die Folge ihres mutigen Eintretens für die Rechte anderer waren, gewann sie während ihres Studiums und wurde aber dann wegen des Dossiers beim Verfassungsschutz nicht in das Beamtenverhältnis übernommen. Das Oberlandesgericht zweifelte an ihre Verfassungstreue, obwohl ihr dieses verfassungskonforme Verhalten in allen Prozessen bescheinigt worden war. Wo liegt der Unterschied zu dem Fall der Schülerin in der DDR? Vielleicht darin, dass sie die Gerichte einschalten konnte und die ihr Recht gaben. (Singer 1992, 93 f.)

Es gibt andere bewundernswerte Beispiele für Zivilcourage. Da versuchten Frauen im ehemaligen Jugoslawien, die Übergriffe der jugoslawischen Armee zu stoppen. Uns allen haben die russischen Mütter Bewunderung abverlangt, die versucht hatten, ihre Söhne an der tschetschenischen Front aufzuspüren und nach Hause zu holen. Einen wichtigen Impuls für die friedliche Beilegung des Nordirland-Konflikts haben auch hier die Frauen gegeben, die sich zusammenschlossen haben, um diesem sinnlosen Töten ein Ende zu bereiten.

Persönliche Voraussetzungen für Zivilcourage

Die Widerstandskämpfer im Nationalsozialismus und die Menschen, die politische Opfer geschützt haben, gaben drei Gründe für ihr Handeln an: moralische Werte, denen sie sich verpflichtet fühlten; emotionale und persönliche Bindungen an die Opfer oder die Identifikation mit den Opfern. Aus moralischen Gründen unterstützten sie sogar politische und persönliche Gegner. Fast alle Helfer berichteten, in ihrer Kindheit in einem liebevollen, fürsorglichen Familienklima aufgewachsen zu sein. Die Eltern lebten den Kindern eine positive Grundeinstellung zu allen Menschen vor. Sie hielten die Kinder dazu an, es ebenso zu halten. Diese Kindheit kann das Selbstvertrauen und die Sicherheit geben, aus moralischen Gründen Risiken einzugehen, in dem Vertrauen auf einen Erfolg. Der Psychologe Mantell hat amerikanische Jugendliche befragt, was sie fähig machte, dem Druck standzuhalten und trotz der drohenden Gefängnisstrafe den Kriegsdienst in Vietnam zu verweigern (Mantell 1972). Als besonders kennzeichnend für ihr Familienleben bezeichneten die Jugendlichen Gewaltlosigkeit, Toleranz, gegenseitige Anteilnahme, Wärme und unautoritäres Verhalten. „Viele Eltern waren politisch und sozial engagiert. Politik, soziale Probleme, Krieg und individuelle Verantwortung wurden häufig diskutiert. Die hervorstechendste Eigenschaft des Familienlebens war ein großes Maß gegenseitigen Einverständnisses.“ In den Familien herrschten klare Wertvorstellungen, die die Eltern sich bemühten vorzuleben. Auseinandersetzung mit sittlichen Normen erfolgte in der Familie und wurde an die Kinder herangetragen. Der Erziehungsstil war überwiegend demokratisch. Angst vor den Eltern gab es in der Regel nicht; statt dessen ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit. Die Jugendlichen hatten das Gefühl, dass ihre Rechte, Wünsche und Gefühle respektiert wurden. Die Kinder wurden ermutigt und nicht bestraft, die Eltern begleiteten ihre Entwicklung teilnehmend, Anteil nehmend, aber nicht einengend. Vor allem wurde über alles geredet. Meinungsverschiedenheiten wurden kommunikativ ausgetragen. So konnten die Jugendlichen in einem geschützten Raum ihre eigene Werthaltung entwickeln. Es gab auch Jugendliche aus ethnischen, religiösen und kulturellen Minderheiten. Hier galt, dass die Jugendlichen lernten, mit Unterstützung und Ermutigung der Eltern die Schwierigkeiten, die sich aus ihrer Situation ergaben, selbst zu überwinden.

In der Schule zeichneten die Schüler sich durch relativ selbständiges Denken und Handeln aus. Sie unterwarfen sich keinen Zwangsmaßnahmen

und wurden dabei von ihren Eltern unterstützt. So konnten sie die negativen Rückmeldungen wegen ihres unangepassten Verhaltens ohne Schädigung ihres Selbstwertgefühls ertragen. Das heißt: Tugenden wie Solidarität, Zivilcourage und Verantwortung im familiären Rahmen können entwickelt und gefördert werden.

Aber auch wenn die familiären Bedingungen nicht günstig sind und der Jugendliche sich im Protest gegen seine Eltern aus den autoritären Strukturen befreien muss, hat er die Möglichkeit einer positiven Entwicklung. Allerdings sind zwei Voraussetzungen notwendig:

- Der junge Mensch darf nicht „zerbrochen“, also durch die Lebensumstände tief geschädigt sein.
- Er muss Menschen finden, die ihn unterstützen und ihm helfen, eine gefestigte Identität zu finden.

Das Bemühen, eine gefestigte Identität zu entwickeln, sie auch zu leben, das eigene Denken, Fühlen und Tun in Einklang zu bringen mit Normen und Werten der Gesellschaft ist ein lebenslanger Prozess der Persönlichkeitsentwicklung. Zivilcourage ist leichter zu realisieren in einer Gruppe oder mit Menschen, die stützen und in kritischen Situationen Beistand geben. Aber es ist auch möglich, Zivilcourage aus eigener Kraft, ohne den Rückhalt einer Gruppe zu entwickeln. In dem Maße, in dem man sich seine Ängste eingesteht und sich bewusst macht, wie weit man sie ertragen kann, wie weit man mit Aktionen gehen darf, ohne zu große Angst zu entwickeln, ist man fähig, seinen eigenen Handlungsspielraum schrittweise zu erweitern. Die Steigerung der Selbstachtung, das Erlebnis der Erweiterung der persönlichen Freiheit stärkt für weiteres Engagement.

Der Anspruch, den man an sein eigenes Verhalten stellt, muss den Fähigkeiten entsprechen. Die Ziele dürfen also nicht zu hoch gesteckt werden, sie müssen sich an den eigenen Möglichkeiten orientieren, wenn nicht Resignation die Folge sein soll.

Die Forderung nach Zivilcourage stellt in jeder Gesellschaft hohe Anforderungen an den einzelnen. In einer homogenen Gesellschaft, einer Gesellschaft, in der die gleichen Normen und Werte gelten, also etwa die Norm, den Schwachen

zu helfen, ist es möglich, mit allgemein geteilten Reaktionen zu rechnen. Das Verhalten der anderen Beteiligten ist abschätzbar. Das hat Verhaltenssicherheit zur Folge. Viel schwieriger ist die Situation in einer Gesellschaft im Umbruch, wie z. B. in den neuen Bundesländern, oder in einer multikulturellen Gesellschaft, in der man nicht von gemeinsam geteilten Normen ausgehen kann.

Verteidigung des öffentlichen Raums

Zivilcourage ist heute wichtiger denn je. Wenn Gewalttäter nicht mehr mit Widerstand rechnen müssen, können sie in aller Öffentlichkeit ihre Übergriffe begehen. Die Folge ist die Angst des Durchschnittsbürgers, auf der Straße Opfer von Straftaten zu werden. Dies hat eine Kettenreaktion zur Folge: Zunächst geht er nicht mehr in die so genannten gefährlichen Gegenden, benutzt keine Unterführungen, wagt sich abends nicht mehr auf die Straße oder in öffentliche Verkehrsmittel. Das hat schließlich zur Folge, dass die Straftaten in diesen Bereichen ansteigen und immer mehr Menschen sich zurückziehen. Der öffentliche Raum wird den Gewalttätern überlassen. Der öffentliche Raum muss für jeden Bürger ein freier und sicherer Raum sein. Dafür hat jeder Bürger ein zu stehen.

Zivilcourage gehört zu den unverzichtbaren Tugenden der Bürger einer Demokratie. Ihre Aufgabe ist es, den öffentlichen Raum als agora im Sinne der antiken Demokratie zu verteidigen und die Geltung humaner Werte in der Gesellschaft zu sichern. Dies ist in einer gelebten Demokratie nicht nur Aufgabe des Staates, sondern jedes einzelnen Bürgers.

Aus: HSK-Standpunkte 1/1998

Dr. Änne Ostermann, Studium der Politikwissenschaften, Geschichte und Latein, Staatsexamen für den höheren Schuldienst in Marburg, Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Forschungsleiterin an der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, Lehrbeauftragte an den Universitäten Marburg und Frankfurt/Main.



Juda Makkabi | ANNO –165

Aufstand gegen die Seleukiden und Neueinweihung (Chanukka) des Jerusalemer Tempels (1. Makk 3 ff.)

DENKEN SIE NACH!



CAROLINE NEUBAUR

Ein Appell zum 20. Juli von Caroline Neubaur, der Enkelin des Widerstandskämpfers Ludwig Beck – gerichtet an die Soldaten in der Kaserne, die den Namen ihres Großvaters trägt

Liebe Soldatinnen, liebe Soldaten, meine Damen und Herrn, über das „Dritte Reich“ werden Sie leidlich Bescheid wissen. Das Dumme ist nur, dass die Vergangenheit heute vor allen Dingen durch ihre Fixierung in den Medien, Film und Fernsehen verschwimmt. Hier an diesem Ort, in dem Gebäude einer einstigen NS-Ordensburg, scheint sie zwar besonders präsent zu sein. Jede Denkmalschutzbehörde kann nur davon träumen, eine Kulisse derart rein erhalten zu können. Aber das ist für Sie eine weitere Falle. Denn die Kulisse ist nicht gerade erleichternd. Es ist ja nicht so, dass man sich trotz einer solchen Architektur mühelos als Demokrat bewähren kann, es erfordert doppelte Anstrengung. Denn eine derartige Architektur präformiert natürlich

das Bewusstsein, und, was fast schlimmer ist, sie präformiert die Haltung, schon die körperliche. Das Gebäude trägt zwar inzwischen den Namen meines Großvaters, des Generalobersten Ludwig Beck, der aus der militärischen Tradition zum Widerstand gegen Hitler fand. Aber welchen Nutzen könnten Sie aus seinem Beispiel ziehen? Wie war es überhaupt möglich, dass ein erfolgreicher Offizier, immerhin Chef des Generalstabs, als Haupt einer Verschwörergruppe endete? War er immer schon auf der anderen Seite? Hat er die Seiten gewechselt?

Beides ist falsch. Das Leben ist meistens gemischt. Es gab einen Prozess. Diesen Prozess möchte ich als das Exempel darstellen, das für

jeden Gültigkeit hat, der in derartige Prozesse einbezogen wird. Die historische Situation von damals ist natürlich mit der heutigen nicht zu vergleichen und wird sich auch so nie wiederholen. Geschichte wiederholt sich bekanntlich nicht. Wohl aber können auch heute Situationen auftreten, in der militärische Führer sagen müssten: Das ist mit meinem Gewissen nicht zu vereinbaren. Sie selbst kennen solche Konflikte. Beispielsweise hätten Sie die Rechtmäßigkeit des Kosovo-Krieges infrage stellen können. Beispielsweise wurde in Afghanistan gekämpft, ohne dass ein Krieg erklärt worden war. Das waren keine Eroberungskriege, doch auch bei den humanitären Interventionen gibt es erhebliche Grauzonen.

Warum ist Beck 1938 zurückgetreten? Zunächst aus einem technischen, militärtechnischen Grund: Er befand, dass Hitlers Armee für einen Krieg unzureichend gerüstet war. Er wollte als Chef des Generalstabs nicht die Verantwortung für ein Abenteuer übernehmen. In diese Perspektive können Sie sich auch heute hineinversetzen: Soll man im Sudan intervenieren, mit einer Bundeswehr, die noch nicht einmal in der Lage ist, ihre Truppen in Afghanistan wirkungsvoll zu schützen, wenn sie ernstlich in Gefahr geraten? Bei jeder Gedenkrede zum 20. Juli wird Beck dafür gelobt, dass er sich geweigert hat, Soldaten leichtsinnig zu opfern. Wie aber sorgt man heute dafür, dass unsere Leute nicht in Situationen geschickt werden, für die sie nicht ausgerüstet sind?

Der Weg meines Großvaters in den Widerstand lehrt vor allem, sich vor der propagandistischen Verklärung militärischer Heldentaten zu hüten. Anders als viele Offiziere der Wehrmacht, die schon vor Kriegsbeginn der Agitation des Nazis zum Opfer gefallen waren, hat Beck sich niemals auf Propaganda eingelassen. Er beharrte darauf, nachzudenken. Nachdenken ist aber etwas, das mit Gehorsam und Gehorsamsbruch unauflöslich verbunden ist. Ein Gehorsam, der nicht auch den Gehorsamsbruch kennt, ist kein Gehorsam, sondern die bloße Pawlowsche Reaktion, eine reine Dressurnummer. Der Militärhistoriker Manfred Messerschmidt hat aus Anlass der Wehr-



machtausstellung einmal geschrieben: „Häufig sind auch Angehörige des Widerstandes nicht Opponenten aus einem Guss gewesen. Die zwölf Jahre zwischen 1933 und 1945 waren wohl für die meisten von ihnen ein Lernprozess. Die Gestalt des Generalobersten Beck kann hierfür als exemplarisch gelten.“ Der Dichter Heinrich Heine sagte übrigens beiläufig, Vernunft sei immer demokratischer Natur. So gesehen, wäre mein Großvater ein in der Wolle gefärbter Demokrat gewesen, obwohl er sich das selbst politisch kaum hätte träumen lassen.

Dieser Tage ist ein Buch über die Bundeswehr erschienen, von Detlev Bald (Die Bundeswehr. Eine kritische Geschichte), und was mich an seiner lakonischen Darstellung am meisten erschüttert hat, sind eine Reihe von Fakten, die das Stichwort Kontinuität betreffen. Noch 20, 30 Jahre nach Kriegsende reagierte die Hardthöhe bei jeder Enthüllung über das, was die deutsche Wehrmacht angerichtet hatte, als wäre es ein Angriff auf die bestehende Bundeswehr. Der Bruch ist offensichtlich nicht hinreichend vollzogen worden. Diese Frage nach Kontinuität und Nichtkontinuität war auch das Problem des Generalstäblers Beck, der vom Kaiserreich über die Weimarer Republik in den NS-Staat – sagen wir: hinüberamtiert hat. Das ist ein Kontinuitätsproblem, von dem man viel lernen kann, vergleicht man nur die Bundeswehr mit der Wehrmacht, die Bundeswehr mit der einstigen Nationalen Volksarmee, den alten bloßen Verteidigungsauftrag der Bundeswehr mit ihrem heutigen Einsatzauftrag, nach dem Stichwort: „Deutschlands Freiheit wird am Hindukusch verteidigt.“

Was würde Beck zu Out-of-area-Einsätzen sagen? Er würde wahrscheinlich sagen, wenn ich mich in ihn hineinversetzen kann, solche Einsätze seien dann möglich, aber auch nur dann, wenn sie der inneren Vernunft einer ausreichend schlagkräftigen Truppe und der äußeren Vernunft eines gerechtfertigten Einsatzzieles genügen. Wenn nicht, wenn es sich eher um eine Mischung aus erhöhtem Risiko und Theaterdonner auf der einen Seite und politisch ungefestigter Interessenwahrnehmung auf der anderen Seite handelt, hätte er solche Einsätze wahrscheinlich abgelehnt. So würde das ja auch heute jeder vernünftige Bürger in Uniform oder jeder Soldat in Uniform – wenn wir den Bürger einmal spaßeshalber so definieren wollen – sehen.

Das Verrückte ist freilich nur, dass die riskantesten Einsätze oft damit begründet werden, riskante Einsätze vermeiden zu wollen. Die ganze aberwitzige Geschichte der atomaren Abschreckung während des Kalten Krieges ist ein Paradebeispiel dafür. Detlev Bald schreibt: „Laien fällt es schwer sich vorzustellen, in welchen Vernichtungswelten Soldaten bis Mitte der neunziger Jahre eine Verteidigung dachten.“

Sidney Pollacks Film *The Interpreter*, der in den letzten Wochen in den Kinos zu sehen war, hat die Pointe, dass jeder Krieg einen internationalen Gerichtshof braucht, um nachträglich die Verantwortung wiederherzustellen. Diese nachträglich hergestellte Verantwortung ist aber nicht die, die vorher und während des Krieges galt beziehungsweise vorgeschoben wurde. Die Wiederherstellung ist niemals eine wirkliche Wiederherstellung. Offensichtlich jedoch kann man ohne Verantwortung nicht leben, und wer sie vorübergehend aussetzt oder sich von ihr lossagt, muss nachher so tun, als könne er sie wieder zurückerobern. Ein Reinwaschungsprozess, eine nachträgliche Retusche, wie beim Irak-Krieg. Wobei der Verantwortungskonflikt im Irak-Krieg, und da sind wir wieder bei Beck, noch nicht einmal das Schlimmste war, sondern der bewusste Einsatz von Lügen auf Seiten von Bush und Blair, um zu demonstrieren, dass man verantwortungsvoll handelt, handeln wird, und im Nachhinein, dass man verantwortungsvoll gehandelt hat. Die letzte Lüge in diesem Gespinnst ist also die, dass man nicht gelogen hat. Ich will damit sagen – darum dieser Lügenexkurs: Beck hat offenbar nie gelogen. Sein Schweigen war ein beredtes Schweigen, und es hieß unter anderem auch, keine Lüge in die Welt setzen wollen.

Geschichte wiederholt sich nicht, sagt man. Aber in einer Hinsicht, liebe Soldatinnen und Soldaten, haben Sie dasselbe Problem wie die Offiziere unter Hitler, nämlich das Problem von Gehorsam und Nachdenken. Will man den reflektierenden Soldaten, kann er nicht immer gehorsam sein. Will man den gehorsamen Soldaten, kann er eigentlich nicht mehr reflektieren. Wie bekommt man das zusammen? Als Bürger soll man mündig sein, mündig ist man nur, wenn man reflexionsmündig ist und sich auch entsprechend zu verhalten weiß. Als Bürger wird man Soldat, und als Soldat soll man Bürger bleiben.

Aber wie ist es dann mit dem Problem von mündiger Reflexion und Gehorsam? Das ist das Grundproblem. Das bezieht sich naturgemäß nicht auf jeden Appell, aber es betrifft vermutlich schon die Motivation vieler, die sich freiwillig zur Bundeswehr melden, um genau diesem Konflikt zu entgehen, der Ihnen schon im normalen bürgerlichen Leben zu viel ist, vielleicht schon im Schulleben zu viel war: Jetzt bin ich davon endlich mal frei.

Für solche Momente der menschlich verständlichen Anfechtung wünsche ich Ihnen die Erbschaft meines Großvaters, der ein überaus disziplinierter Militär war und den dennoch der niemals eingeschränkte Vernunftgebrauch auszeichnete. Unter Vernunft verstehe ich dabei freilich mehr als eine kühl kalkulierende politische Pragmatik. Letztere war, wie Klaus-Jürgen Müller mit Recht betont, im Widerstand kaum zu finden: „Um den entscheidenden Schritt in den grundsätzlichen und kompromisslosen Widerstand zu tun, bedurfte es einer über jede politische Pragmatik hinausgehende Motivation, gleichsam einer transpolitischen Gegenutopie.“

Was würde Ludwig Beck empfinden, stünde er heute – wie aus einem hundertjährigen Traumschlaf gerissen – mit in den Reihen der jungen Rekruten und erführe, dass der Ruhm, der sich heute mit seinem Namen verbindet, gar nicht auf dem Schlachtfeld errungen wurde, sondern sich dem – noch dazu missglückten – Versuch verdankt, einen Politiker zu beseitigen, der im zunächst legalen Besitz der Macht und des Militärs die Welt mit Mord, Terror, Zerstörung überzog? Oder anders gefragt: Inwieweit war er gerade nicht dazu bestimmt, der zu werden, der er geworden, und wieso war er es doch – und zwar aufgrund eben derselben Voraussetzungen? Mit dieser Frage lasse ich Sie jetzt in Frieden ziehen und mit der Bitte: Vergessen Sie nie nachzudenken.

© DIE ZEIT 14.07.2005 Nr. 29

Die Publizistin Caroline Neubaur, geboren 1941, ist die Enkelin von Ludwig Beck, der 1938 als Generalstabschef der Wehrmacht zurücktrat und einer der Hauptverschwörer des 20. Juli wurde. – Gekürzte Fassung ihrer Rede zum Jahrestag des Attentats vor der Schule für Feldjäger und Stabsdienst der Bundeswehr in Sonthofen.

Antigone I MYTHISCHE ZEIT

Tochter des Oedipus, begleitet diesen in die Fremde. Nach dem Kampf um Theben bestattet sie gegen den Willen des Königs Kreon ihren gefallenen, als Verräter geschmähten, Bruder Polyneikes. Sie lebendig in ein Felsengrab eingeschlossen.



Eine Geschichte von Liebe und **FiNSTERNis**

Das Problem mit Trotzki und Lenin und Stalin und Genossen ist, so dachte dein Großvater, dass sie auf der Stelle das ganze Leben nach Büchern neu ordnen wollten, nach Büchern von Marx und Engels und solchen großen Weisen, die vielleicht alle Bibliotheken kannten, aber keine Ahnung vom Leben hatten, keinen Schimmer von Hartherzigkeit, Neid, Missgunst, Bosheit und Schadenfreude.

AMOS OZ



Niemals, niemals kann man das Leben nach Büchern ordnen! Nach keinem Buch! Nicht nach unserem Schulchan Aruch und nicht nach Jesus von Nazareth und nicht nach dem Manifest von Marx! Niemals! Und überhaupt, hat Papa uns immer gesagt, es ist besser, etwas weniger zu ordnen oder neu zu ordnen und stattdessen etwas mehr einander zu helfen und sogar auch einmal zu vergeben. Er glaubte an zwei Dinge, dein Großvater: Erbarmen und Gerechtigkeit. Aber er war der Ansicht, dass man die beiden immer verbinden muss: Gerechtigkeit ohne Erbarmen, das ist ein Schlachthof und keine Gerechtigkeit. Andererseits, Erbarmen ohne Gerechtigkeit, das taugt vielleicht für Jesus, aber nicht für einfache Sterbliche, die vom Apfel des Bösen gegessen haben. Das war seine Ansicht: ein bisschen weniger Ordnung und ein bisschen mehr Mitgefühl.

In unserem Esszimmer hing ein Bild in einem Goldrahmen, von irgendeinem sehr teuren *chudoshnik*, Künstler. Ich weiß noch, auf dem Bild sah man einen wunderschönen Jungen mit hellem Haar, solchen ungebändigten Locken, einen

Jungen, der mehr wie ein verwöhntes kleines Mädchen als wie ein Junge aussah. Es war gewissermaßen etwas in der Mitte, zwischen Junge und Mädchen. Das Gesicht habe ich nicht mehr in Erinnerung, aber ich erinnere mich noch sehr gut, dass er auf dem Bild ein besticktes Hemd trug, mit gebauschten Ärmeln, ein großer gelber Hut hing an einer Schnur auf ihrer Schulter – vielleicht war es doch ein kleines Mädchen –, und man sah drei Röcke, einer unter dem anderen, denn die eine Seite war etwas eingeschürzt, und die Spitze schaute unten heraus, erst ein gelber Unterrock, so ein starkes Gelb, wie bei von Gogh, und noch darunter schaute ein weißer Spitzenunterrock hervor, und ganz unten waren ihre Beine offenbar mit einem dritten Unterrock in Himmelblau bedeckt. So ein Bild, scheinbar völlig keusch, aber nicht wirklich keusch. Es war ein Bild in Lebensgröße. Und dieses Mädchen, das einem Jungen so ähnlich sah, stand einfach so mitten auf dem Feld, umgeben von Grün und von weißen Schafen, und am Himmel waren solche leichten Wolken, und in der Ferne sah man einen Streifen Wald.

Ich erinnere mich, dass Chaja einmal gesagt hat, eine solche Schönheit solle nicht draußen Schafe hüten, sondern innerhalb der Palastmauern bleiben, und ich sagte, der dritte Unterrock sei mit genau derselben Farbe gemalt wie der Himmel, als hätte man den Unterrock direkt aus dem Firmament geschnitten. Und plötzlich hat Fania uns ganz wild und wütend angefahren und zu uns gesagt, haltet doch endlich den Mund, ihr zwei, was redet ihr überhaupt solchen Unsinn, das ist doch ein verlogenes Bild, das eine sehr große Verdorbenheit tarnt. Ungefähr diese Worte hat sie benutzt, aber nicht genau, ich kann ja die Sprache deiner Mutter nicht wiedergeben, keiner kann das. Du erinnerst dich vielleicht noch ein wenig, wie Fania gesprochen hat?

Diesen Wutausbruch von ihr werde ich nie vergessen, niemals, auch nicht ihren Gesichtsausdruck in diesem Moment. Sie war damals, ich kann es nicht mehr genau sagen, vielleicht sechzehn oder fünfzehn. Ich erinnere mich deshalb so genau an alles, weil es so gar nicht zu ihr gepasst hat, so ein Ausbruch: Fania hat nie die Stimme erhoben, niemals, auch nicht, wenn sie angegriffen und verletzt wurde, sie hat sich nur immer gleich in sich zurückgezogen. Überhaupt musste man bei ihr immer raten, was sie wirklich empfand, was ihr nicht gefiel. Und da nun auf einmal – ich erinnere mich sogar noch, dass es an einem Samstagabend war, oder am Ausgang irgendeines Feiertags, an Sukkot vielleicht? Oder an Schawuot? – da donnert sie plötzlich los und schreit uns an, also mich na wenn schon, mein Leben lang bin ich ja bloß das kleine Dummerchen gewesen, aber Chaja derart anzufahren! Unsere große Schwester! Die Jugendleiterin! Mit ihrem Charisma! Chaja, für die das ganze Gymnasium schwärmte!

Aber deine Mutter, als wäre sie auf einmal rebellisch geworden, fing plötzlich einfach an, dieses Kunstwerk runter zu machen, das all die Jahre in unserem Esszimmer hing. Behauptete abfällig, es würde die Wirklichkeit versüßen! Sei verlogen! Im wirklichen Leben hätten Schafhirten nur Lumpen und keine Seidenkleider, und ihre Gesichter seine voller Kälte- und Hungerpusteln, nicht engelsgleich, und ihre Haare schmutzig mit Läusen und Flöhen drin und nicht so goldgelockt. Und das Leid auf diese Weise zu ignorieren sei fast so schlimm, wie Leid zu verursa-

chen, und dieses Gemälde würde das Leben in eine Schweizer Bonbonniere verwandeln.

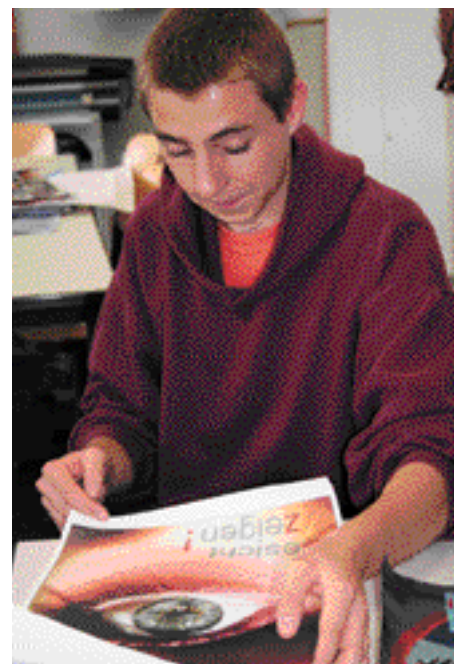
Vielleicht hat deine Mutter sich derart über das Gemälde im Esszimmer aufgeregt, weil der chudoshnik das Bild so gemalt hat, dass es aussah, als gäbe es kein Unglück mehr auf der Welt. Ich denke, das war es, was sie wütend gemacht hat. Bei diesem Ausbruch war sie wahrscheinlich unglücklicher, als irgend jemand gedacht hätte. Verzeih, dass ich weine. Sie war meine Schwester, und sie hat mich sehr geliebt, und Skorpione haben sie zerfleischt. Genug: Ich höre auf zu weinen. Verzeih. Jedes mal, wenn mir dieses kitschige Bild einfällt, jedes Mal, wenn ich ein Gemälde mit drei Unterröcken und Federwolken zu Gesicht bekomme, sehe ich sofort Skorpione vor mir, die meine Schwester zerfleischen, und fange an zu weinen.

Diese Geschichte hat eine Fortsetzung: Papa hatte einen Bruder, Michail, Michael, der, zu seinem Glück, taub wie Gott war. Ich sage, zu seinem Glück, denn Onkel Michail hatte eine furchtbar boshafte Frau, Rachel, die ihn den ganzen Tag und die ganze Nacht über mit ihrer heiseren Stimme ankreischte und verfluchte, aber er hörte nichts: lebte vor sich hin in Stille und Frieden, wie der Mond am Himmel.

All die Jahre lungerte Michail in Papas Mühle herum und tat gar nichts, trank Tee mit Großvater Efraim im Kontor und kratzte sich den Kopf, und dafür zahlte Papa ihm ein recht anständiges Monatsgehalt. Eines Tages, ein paar Wochen nach dem verrotteten Mehl, kamen die Sowjets plötzlich an und zogen diesen Michail in die Rote Armee ein. Aber in derselben Nacht sah Michail seine Mutter Chaja im Traum, und die sagte ihm im Traum, schnell, mein Sohn, steh rasch auf und flüchte, denn morgen werden sie dich umbringen. Da ist er frühmorgens aufgestanden und von der Kaserne weggerannt, als wäre dort ein Feuer ausgebrochen: *desertir*, das heißt Fahnenflüchtiger. Aber die Roten haben ihn gleich geschnappt und ihm noch am selben Tag den Militärprozess gemacht und befohlen, ihn an die Wand zu stellen. Genau wie seine Mutter ihn im Traum gewarnt hatte! Nur dass sie ihm im Traum vergessen hatte, zu sagen, dass er, gerade umgekehrt, um Himmels willen nicht fliehen und nicht desertieren sollte!

Papa kam auf den Kasernenhof, um von seinem Bruder Abschied zu nehmen, es war nichts mehr zu machen, doch da plötzlich, mitten auf dem Hof, die Soldaten steckten schon die Kugeln für Michail und ihre Gewehre, hat doch auf einmal dieser Gouverneur, der mit dem verrotteten Mehl, sich an den zum Tode Verurteilten gewandt und ihn gefragt: Sag, *Ty brat* von Gerz Jefremowitsch? Bist du vielleicht ein Bruder von Herz, Sohn des Efraim? Und Michail antwortet ihm: Da, Genosse General! Ja! Und der Gouverneur wendet sich an Papa und fragt: Ist das Ihr Bruder? Und Papa antwortet ihm auch: Ja, ja, Genosse General! Das ist mein Bruder!! Sicher ist das mein Bruder! Da dreht sich dieser General einfach um und sagt Onkel Michail: Nu, *idi damoi! Poschol!* Geh nach Hause! Geh schon! Und beugt sich zu Papa, damit es keiner hört, und sagt leise zu ihm: „Nu, was, Gerz Jefremowitsch? Dachten Sie, nur Sie können Scheiße in Gold verwandeln?“

Eine Geschichte von Liebe und Finsternis
Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 2005, S. 240 - 241,
S. 277 - 279



Amos Oz, geboren 1939, 1954 religiöse Grundschule, weltliche Oberschule; 1957-1963 Wehrdienst; 1969-1973 Literatur- und Philosophiestudium; 1973-1986 Lehrer für Literatur und Philosophie; 1987 lehrt hebräische Literatur an d. Ben-Gurion Univ.; zahlreiche Veröffentlichungen, mehrere Auszeichnungen und Preise.

Maria Magdalena | ANNO 33

Sie folgte Jesus, begleitete ihn nach Jerusalem und zum Kreuz als die meisten Jünger bereits geflohen waren. Sie half beim Begräbnis und ging am Morgen nach Shabbat zum Grab, um den Leichnam einzubalsamieren und brachte die Nachricht vom leeren Grab zu den Jüngern, die sich aus Furcht versteckt hielten. (Mt. 27, Mk 16)

... Arm bin ich geworden
An eurer bettelnden Wohltat.
Und das Meer wird es wehklagen
Gott.
Ich bin der Hieroglyph,
Der unter der Schöpfung steht
Und mein Auge
Ist der Gipfel der Zeit;
Sein Leuchten küsst Gottes Saum.



ELSE LASKER-SCHÜLER

Mein stilles Lied (2. Fassung)
Gesammelte Werke in drei Bänden, Bd I, Gedichte
Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 1996, S. 286

Bartolomé de Las Casas | ANNO 1484 - 1566

Bartolomé de Las Casas, Bischof von Chiapas, Mexiko, 1484 in Sevilla geboren, 31. Juli 1566 bei Madrid gestorben, stemmte sich im Kampf für die Rechte der lateinamerikanischen Indios im Zuge ihrer brutalen Kolonisierung und Zwangsmissionierung durch die spanische Krone und die katholische Kirche gegen alle geistigen und geistlichen Mächte seiner Zeit. Sein stets theologisch reflektiertes politisches und soziales Engagement für die Indios machte ihn zum Vorkämpfer für die Menschenrechte und zum Vorbild für die Befreiungstheologie.

ELSE LASKER-SCHÜLER

Das Lied meines **Lebens**

Sieh in mein verwandertes Gesicht ...
Tiefer beugen sich die Sterne.
Sieh in mein verwandertes Gesicht.

Alle meine Blumenwege
Führen auf dunkle Gewässer,
Geschwister, die sich tödlich stritten.

Greise sind die Sterne geworden ...
Sieh in mein verwandertes Gesicht.

Gesammelte Werke in drei Bänden, Bd I, Gedichte, S. 287
Suhrkamp Verlag, Frankfurt



DANIEL KROCHMALNIK

Tôchacha

oder die Pflicht, Gesicht zu zeigen

Das Jahresthema der nächsten Woche der Brüderlichkeit heisst: „Gesicht zeigen“, ein lebenswichtiger Aufruf in einer Zeit, in der ganze Gesellschaften durch Terror und brutale Gewalt eingeschüchtert werden.

Das ist auch eines der Gebote der Brüderlichkeit im jüdischen Gesetz und heisst: Tôchacha, „Zurechtweisung“. Die Quelle des Gebotes steht im 3. Buch Mose, Kapitel 19, Vers 17 und lautet: „Du sollst deinen Bruder nicht hassen. Mahne, ermahnen sollst du deinen Bruder, du würdest sonst seinetwegen eine Sünde auf dich laden“ (Hocheach Tochiach Et-Amitecha WeLo-Tissa Alaw Chet). Bei Unterlassung dieser Pflicht wird man an der Sünde seines Bruders mitschuldig, auch wenn man weder direkt noch indirekt durch Beihilfe oder Anstiftung an ihr beteiligt war. Die Pflicht, Gesicht zu zeigen, sich einzumischen und zu ermahnen, ist für alle Beteiligten lästig: für den Ermahnten, wie für den Mahner. Wie weit geht diese lästige Pflicht, wie oft soll man gegen den Willen des Ermahnten insistieren. Nach den rabbinischen Regeln der Schriftauslegung könnte man aus der Wiederholung des Verbs in der Formulierung des Gebots: „Mahne, ermahne“ (Hocheach Tochiach) schließen: zwei Mal. Einmal mahnen, dann noch einmal ermahnen und das war's dann. Doch weit gefehlt! Im Talmud wird die gleiche Frage folgendermaßen beantwortet: „Vielleicht 'Mahne': einmal, 'Ermahnen sollst Du': ein zweites Mal? Darauf wurde erwidert: (das unbestimmte) 'Mahne' bedeutet sogar hundert Mal. (Aus dem bestimmten) 'ermahnen sollst Du' ist weiter nichts herzuleiten, als dass der Lehrer den Schüler (ermahnen soll). Woher (entnehmen wir), dass auch der Schüler den Lehrer ermahnen soll. Es heisst doch: 'Mahne, ermahnen sollst Du' – (das heisst) in jedem Fall“ (bBMe 31a). Die Pflicht, seinen Bruder zurechtzuweisen ist also unendlich, wir müssen ihm unentwegt auf die Nerven gehen. Dabei soll nicht nur der Lehrer den Schüler dauernd ermahnen, was sich ja von selbst versteht, sondern auch der Schüler den Lehrer, was in Anbetracht der strengen Höflichkeitsregeln, die sonst im jüdischen Schulbetrieb walten, erstaunlich ist. Das mittelalterliche Buch der Frommen, schärft ein, man solle bei der Zurechtweisung weder auf Alter noch

auf das Ansehen der zurechtgewiesenen Person achten (Ed. Bologna, Nr. 5) Das erfordert Zivilcourage, weil die Geduld eines Höhergestellten schnell erschöpft sein dürfte. Die brüderliche Zurechtweisung kann also auch leicht gefährlich werden. Wie weit soll man sich dieser Gefahr aussetzen? Der große mittelalterliche jüdische Gesetzeslehrer Moses Maimonides entschied, „bis der Sünder zuschlägt, und sagt: 'Ich will nicht hören'“ (Hilchot Deot VI, 7). Andererseits will das Gesetz keineswegs den Typus des Moralpredigers (Mochiach) begünstigen, der rücksichtslos seine Belehrungen in der Öffentlichkeit verkündet und Skandale provoziert. Daher legt das Gesetz fest, dass eine öffentliche Beschämung des Zurechtgewiesenen möglichst zu unterbleiben hat. „Du sollst“, bestimmt Maimonides, „niemanden so zurechtweisen, dass er schamrot wird“ (ebd. 8). Denn in diesem Fall „würdest du“, nach den gleichen Worten der Bibel, „seinetwegen (ebenfalls) eine Sünde auf dich laden“. Die Zurechtweisung ist also ein schwieriger Balanceakt. Gesicht zeigen, darf nicht dazu führen, dass der andere sein Gesicht verliert. Auch weil dies, wie das Buch der Frommen richtig analysiert, den Sünder noch verhärten dürfte. Solche Rücksichten entfallen aber bei schweren religiösen Verstößen. Die Propheten waren sogar verpflichtet, Uneinsichtige öffentlich bloßzustellen. Das Beispiel des Gegenteils ist in der Bibel der Prophet Jona, der der assyrischen Hauptstadt Ninive Umkehr oder Untergang predigen sollte (mSan XI, 5), er drückt sich vor der Pflicht der Zurechtweisung und wird deshalb von Gott zurechtgewiesen.

Im allgemeinen gilt der Grundsatz: „Wer dem Unrecht wehren kann, und ihm nicht wehrt, der wird selbst der Sünde teilhaftig, weil er ihm doch hätte wehren können“ (Hilchot Deot VI, 7). Der Talmud spezifiziert: „Wer seinen Familienangehörigen etwas wehren kann und dies unterlässt, wird für seine Familienangehörigen gefasst; – den Leuten seiner Stadt, wird

für die Leute seiner Stadt gefasst; – der ganzen Welt, wird für die ganze Welt gefasst“ (bSchab 119b). Als Beispiel führt der Talmud den Fall der Stadt Jerusalem an, die nur deshalb zerstört worden sei, weil man dort nicht einander zurechtwies. Zum Bild der biblischen Klage über das zerstörte Jerusalem, wo es heisst: „ihre Fürsten glichen den Widdern, die keine Weide finden“ (1,6) meint der Talmud: „wie bei den Widdern, bei denen der eine seinen Kopf am Schwanz des anderen hält, so drückten die Israeliten jenes Zeitalters das Gesicht zu Boden und wiesen einander nicht zurecht“ (bSchab 119b). Alle schauten weg! Nach einer anderen Tradition, die den Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Zerstörung Jerusalems heraus arbeiten will, ist das der Grund für die lange Dauer des zweiten jüdischen Exils: „Die Sünden der Ersteren wurden (durch die Propheten) bekannt gegeben, so wurde auch das Ende (ihres Exils durch Jeremia 29,10) bekannt gegeben, die Sünden der Späteren wurden nicht bekannt gegeben, so wurde das Ende (ihres Exils) nicht bekannt gegeben“ (bJom 9b). „Das Geheimnis der Erlösung heisst Erinnerung“, sagt ein bekannter jüdischer Spruch, wobei mit „Erinnerung“ sicher nicht nur eine feierliche Schweigeminute, sondern auch ernste Ermahnung gemeint ist.

Quelle: Dieser Artikel basiert auf einem Kapitel meines Buches Schriftauslegung. Die Bücher Levitikus, Numeri, Deuteronomium im Judentum, NSK-AT Bd. 33/5, Stuttgart 2003.

Daniel Krochmalnik, geboren 1956, Besuch der Ecole Maimonide in Paris, 1988 Studium der Philosophie und Judaistik in München, 1990 Promotion; Dozent für jüdische Philosophie und Geistesgeschichte; 1999 Habilitation: Professor für jüdische Philosophie und Geistesgeschichte und der jüdischen Religionspädagogik; Privatdozent für jüdische Philosophie; zahlreiche Veröffentlichungen

Das Buch Jona wird zum Versöhnungstag in den Synagogen vorgelesen, denn Jona ist das beste biblische Beispiel für die Themen „Zurechtweisung“ und „Umkehr“, die auch am Versöhnungstag im Mittelpunkt stehen. Das Buch handelt erst einmal davon, dass niemand sich vor der Pflicht zurechtzuweisen drücken darf und die Flucht vor Gott zwecklos ist. Dabei erscheint Gott als „gnädiger und barmherziger Gott, langmütig und von großer Güte“ (4,2, EX 34,6), als welcher er auch am Versöhnungstag von der Gemeinde ständig angerufen wird. Vor allem aber erzählt das Buch über „Umkehr“: Es schildert die Umkehr eines Einzelnen, der buchstäblich wie Jona ganz unten angekommen ist und die Umkehr einer ganzen Gesellschaft, die jenseits von Gut und Böse lebte. Diese Motive sind in den knappen vier Kapiteln des Buches so kunstvoll erworben, wie das Muster eines orientalischen Teppichs. Das Buch enthält darüber hinaus aber auch eine Lehre über religiösen Fanatismus, die höchst aktuell ist.

Das Buch JONA

DANIEL KROCHMALNIK

Das Buch ist kurz und kommt gleich zur Sache. Jona hört den Befehl: „Steh auf, geh nach Ninive!“ um die Heiden zurechtzuweisen (1,2). Jona stand zwar auf, er ging aber zum Hafen hinab (Wajered) und schiffte sich in die Gegenrichtung ein. Und das ist nur der Beginn seines Abstiegs, der ihn vom Schiffsbauch in den Fischbauch führt, bis er ganz unten ankommt. Warum tat Jona das? Was hatte er sich dabei gedacht? Solche Fragen lässt die Bibel wie immer offen. Sie erzählt meistens nur was die Leute tun, nicht was sie denken. Somit wird das Wesentliche der Phantasie der Leser überlassen. Was könnte Jona zur Flucht bewegt haben? Vielleicht hat er sich gedacht: „Was geht mich Ninive an. Ich mische mich nicht in fremde Angelegenheiten ein, das ist nicht meine Sache!“ So zu denken hätte er gute Gründe gehabt. Was sollte er sich als Provinzprophet in den Fußgängerzonen der Großstadt lächerlich machen? Und hatte sein Volk nicht unendlich unter dieser Stadt gelitten? „Soll sie doch untergehen“ – hat er sich vielleicht gewünscht. Wenn nun Gott diesen Unmenschen verzeiht? Wäre das gegen deren Opfer nicht unfair. Und wie stünde sein verstocktes Volk da, wenn sich diese Heiden nun gar bekehrten. Eben solche Gedanken unterstellen ihm die jüdischen Weisen: „Ich will ins Ausland denn die Völker sind der Buße nahe, damit ich Israel nicht schuldig mache“ (Mechilta, Bo zu Ex 12,1). Und genau so ist es ja auch gekommen, die Christen beriefen sich auf die Um-

kehr der Heiden im Buch Jona um die hartnäckigen „Stockjuden“ bloßzustellen (Mat 12,41). Das wollte Jona seinem Volk womöglich ersparen. Vielleicht fühlte er zuerst als Israelit und dann erst als Mensch.

Aber wie ehrenhaft die Motive Jonas immer gewesen sein mögen, für einen „Lotsen des lebendigen Gottes“ wie ihn Vater Mapples bei seiner Predigt vor den Walfängern der Pequod in Roman Moby Dyck von Hermann Melville nennt, schicken sich solche Ausreden nicht. Vater Mapples malt den vor Gott fliehenden Jona so aus: „Den Hut in der Stirn und mit schuldbehafteten Augen schleicht er davon (...). Hätte es das damals eine Hafenpolizei gegeben, er wäre auf den bloßen Verdacht irgendeiner Untat hin festgenommen worden, bevor er den Fuß auf den Deck eines Schiffes gesetzt hätte.“ Heiden nahmen den Mann gegen Bares an Bord und stachen in See. Dem Weltlenker konnte der „Lotse Gottes“ jedoch nicht entkommen. Sein Schiff geriet in Seenot und drohte genauso wie jene Großstadt, die auf Gottes Wort wartete, unterzugehen. Was tat Jona? Jetzt zeigte sich, wie tief er schon gesunken war – nach dem Wort des Dichters: von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität. Jona stieg in den Schiffsbauch hinunter (Wajered), legte sich seelenruhig hin und versank in Tiefschlaf (Wajeradam). Obwohl er mit den Heiden buchstäblich im gleichen Boot saß und ihr

Untergang auch sein Untergang gewesen wäre, ist ihm alles egal. Als die Mannschaft ihn weckte und befragte, nahm er alle Schuld auf sich und wählte den allerletzten Fluchtweg – den Selbstmord. „Jona ging nur, sagen die jüdischen Weisen, um sich im Meer selbst zu vernichten“ (Mechilta, Bo zu Ex 12,1).

Die Bibel stellt dem verstockten Israeliten die edlen Heiden gegenüber. Sie warfen ihn nicht einfach über Bord, sondern versuchten, ihn ans Land zu rudern. Die jüdischen Weisen unterstreichen den Kontrast noch. Sie erzählen, dass die Matrosen Jona erst bis zu den Knien ins Wasser tauchten. Da beruhigte sich das Meer, und sie zogen ihn wieder heraus. Doch da brach der Sturm noch heftiger los. Sie tauchten Jona bis zum Hals ins Wasser, prompt legt sich der Sturm wieder und sie versuchten, ihn noch einmal zu retten. Doch als die Flut, wie man so sagt, das Boot mit Mann und Maus zu verschlucken drohte, ließen sie Jona los (Pirke de Rabbi Elieser, 10; Tanchuma, Leviticus, 8). Man kann nicht sagen, dass diese Heiden nicht alles menschenmögliche getan hätten, um den Israeliten vor dem Untergang zu retten. Die Bibel ist keine Nationalliteratur!

Nun kommt der große Auftritt des Fisches. Vater Mapples schildert von seiner Kanzel, die selbst das Aussehen eines Mastkorbes hatte, in lebhaften Seemannsfarben, „wie Jona emporgehoben

wird wie ein Anker und hinuntergeworfen ins Meer (...) das Unwetter mit sich hinabzieht“, wie „Gott in Leviathan über ihn kam und ihn einschlürfte in lebendige Abgründe der Verdammnis und ihn mit schwindelndem jähen Ruck in die Tiefe mitten ins Meer riss.“ Jetzt erst, so erzählt die Bibel weiter, als Jona ganz unten angekommen war, richtete er sich zu Gott in der Höhe und betete Psalmen, die zu seiner Lage passten. Den 120. Psalm: „Ich rief zu dem Herren in meiner Angst, und er antwortete mir; ich schrie aus dem Bauch der Hölle und du hörtest meine Stimme“; den 42. Psalm: „Du warfdest mich in die Tiefe mitten im Meer, dass die Fluten mich umgaben; alle deine Wogen und Wellen gingen über mich“. Gott hörte und erhörte diese Gebete aus den engsten Verließen des Walfisches. Das Tier spie ihn aus und, „seine Ohren noch voll vom unendlichen Rauschen des Ozeans“ (Moby Dyck) vernahm er wieder den Befehl: „Nach Ninive!“

Jona kam in dieser riesigen Weltstadt an. Der sittenstrenge Provinzprophet sah sich in der verdorbenen Großstadt wohl um und predigte dann öffentlich den drohenden Untergang. Kaum zu glauben – aber die ganze Stadt tat Buße. Vom König bis zum letzten Rindvieh hielten alle einen Fasttag, und Gott vergab ihnen. Jona allerdings nahm ihnen die Reue nicht ab und dachte wohl, dass Gott so viel Schuld gar nicht vergeben könne. Deshalb suchte er sich einen bequemen Platz außerhalb der Stadt und wartete auf die großartige Apokalypse. Zu seiner Freude wuchs auch noch ein schatten spendender Strauch. Unter seinem Sonnenschirm konnte er in sicherem Abstand die Freude der Guten am Untergang des Reichs des Bösen genießen. Außer dass der Strauch verdorrte, passierte aber gar nichts. Jona war schwer enttäuscht und dachte sofort wieder an Selbstmord. An diesem Beispiel belehrt ihn Gott: sowenig er es erträgt, dass sein Strauch

verdorrte, sowenig kann es Gott vertragen, wenn seine Geschöpfe grundlos vernichtet werden.

Der Schöpfer will sich dem Wunsch des Fanatikers nicht fügen und eine ganze Stadt mit Menschen und Tieren in Schutt und Asche legen. Die Bibel ist hier, wie so oft, weniger ein religiöses, als ein religionskritisches Buch. Sie ruft in der Geschichte im dem Schiff und dem Fisch zum religiösen Einsatz, sie verweigert sich in der Geschichte des Strauches und des Stadt aber den selbstgerechten Weltuntergangsphantasien. Dieses Buch enthält für eine Zeit, in der alle möglichen Parteien Gottes niemals davor zurückschrecken Städte in Schutt und Asche zu legen, eine überlebenswichtige Botschaft. In der christlichen Tradition heißt Jona: Jonas und in der islamischen: Yunus.



Das Gesicht des Menschen – DAS ANGESICHT Gottes



HELMUTH ROLFES

GEDANKEN ZU EINIGEN BEGEGNUNGSGESCHICHTEN
ZWISCHEN GOTT UND SEINEM VOLK

1. Das Gesicht des Menschen, was es zeigen kann und was es bedeutet

Im biblischen Verständnis ist das Gesicht bzw. das Angesicht des Menschen jener Bereich des menschlichen Körpers, der die Zuwendungen zum menschlichen Gegenüber ermöglicht. Durch das zugewandte Gesicht entsteht Kontaktaufnahme, Beziehung, Zuwendung. Das abgewandte Gesicht verkündet Kommunikationsabbruch und Desinteresse. Das Gesicht erweist den Menschen als ein auf Kommunikation angelegtes Wesen. Es unterscheidet ihn von allen übrigen Geschöpfen. Im Gesicht wird die menschliche Person wie in einem Brennpunkt sichtbar.¹ Jemanden ins Gesicht zu spucken oder zu schlagen ist deshalb aus biblischer Sicht Ausdruck schlimmster Verachtung und Herabwürdigung.

Alle möglichen Gemütsregungen können sich im Gesicht widerspiegeln. Das Gesicht zeigt, was im Inneren des Menschen vorgeht. Als der Tempelschatz durch Verrat des Tempelvorstehers Simeon vom Kanzler des seleukidischen Königs beschlagnahmt werden sollte, geriet ganz Jerusalem in Panik. Über den Hohenpriester Onias wird gesagt: „Wer aber die Gestalt des Hohenpriester Onias sah, dem blutete das Herz. Wie er aussah und wie sein Gesicht sich verfärbt hatte, verriet seine innere Qual“ (2 Makk 3,16). Gesichter können verstört und leichenblass sein (Jer 30, 6), sie können vor Angst glühen (Joel 2, 6), rot vom

Weinen sein (Ijob 16, 16), voll Scham (Ez, 7,18) aber auch hart wie ein Kiesel (Jes 50, 7). Die Aufzählung ließe sich leicht weiterführen.

Was ein Mensch denkt, was er empfindet, wie er sich fühlt, ob er es gut oder böse meint, all das lässt sich oft schon an seinem Gesicht ablesen. „Ein fröhliches Herz macht das Gesicht heiter“ so formuliert das Buch der Sprichwörter (Spr 15, 13). Und ähnlich lesen wir bei Jesus Sirach: „Das Herz des Menschen verändert sein Gesicht und macht es heiter oder traurig“ (Sir 13,25). Das Innere des Menschen soll mit seinem Gesichtsausdruck übereinstimmen. Wer Gutes tut, soll nicht misstrauisch dreinschauen: „Bei all deinen guten Werken zeig ein frohes Gesicht“ (Sir 35, 11). Und ganz ähnlich fordert es Jesus in der Bergpredigt, wenn er sagt: „Wenn ihr fastet, macht kein finsternes Gesicht wie die Heuchler“ (Mt 6, 16). So verweist das Gesicht des Menschen auf sein Inneres zurück. „Die Schlechtigkeit einer Frau“, meint Jesus Sirach, „macht ihr Aussehen düster und verfinstert ihr Gesicht wie das einer Bärin“ (Sir 25,17).

Auch böse Absichten eines Menschen lassen sich oft schon von seinem Gesicht ablesen. Als Strafe für den Ungehorsam seines Volkes droht Gott mit einem feindlichen Volk aus der Fremde, das Israel unterwerfen und unterdrücken wird und dem seine Härte und Mitleidlosigkeit schon ins Gesicht geschrieben steht: „Ein Volk mit unbeweglichen Gesicht, das sich dem Greis nicht zuwendet und für das Kind kein Mitleid zeigt“ (Dtn 28, 50). Und von den wegen ihrer Grausamkeit allseits verurteilten Chaldäern wird bei Habakuk gesagt: „Sie rücken an, entschlossen zu roher Gewalt, alle Gesichter vorwärts gerichtet“ (Hab 1,9).

Wenn in den unterschiedlichen biblischen Texten die unter allen Geschöpfen nur dem Menschen eigentümliche Kommunikationsformen gerade mit Verweis auf sein Gesicht und den dort ver-

sammelten Kommunikationsorganen² herausgestellt werden, dann verwundert es eigentlich nicht, dass in der Bibel häufig auch die Kommunikation Gottes mit seinem Volk durch unterschiedliche Verwendung der Gesichtsmetapher zur Sprache gebracht wird. Tatsächlich scheut die Bibel sich nicht, immer wieder auch vom Gesicht bzw. vom Angesicht Gottes zu reden, um so zu erzählen, wer Gott für sein Volk ist und was es von ihm erwarten kann. Er ist ein Gott, der das Angesicht seinem Volk zuwendet und der es verbirgt oder abwendet.

2.1. Das zugewandte Angesicht Gottes

Im zugewandten Angesicht erfährt Israel Erbarmen und Fürsorge. Es ist gleichbedeutend mit der Zusage heilvollen Lebens. Auf die Frage des Mose, auf welche Weise denn das Volk sicher aus Ägypten herausgeführt werden kann, antwortet ihm Gott: „Mein Angesicht wird mitgehen, bis ich dir Ruhe verschafft habe“ (Ex 33, 14).

Dass der Mensch auf Gottes zugewandtes Angesicht angewiesen ist, dass er daraus lebt und Heil erfährt, aber dass er Gott auch um diese Zuwendung bitten muss, da sie aus reiner Gnade gewährt wird, wird geradezu klassisch in dem berühmten aaronitischen Segen ausgesprochen, der deshalb auch zu Recht zum kostbaren Gebetsschatz von Juden und Christen gleichermaßen zählt: „Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig, der Herr wende sein Angesicht dir zu und schenke dir Heil“ (Num 6, 24-26).³ Mehr kann der Mensch nicht erbitten. Gottes zugewandtes Angesicht schenkt nicht nur Schutz gegenüber den Bedrohungen des Lebens, es zielt darüber hinaus auf eine umfassende und heilsame Geborgenheit, in der menschliches Leben überhaupt erst gelingen kann. Um nichts weniger wird in diesem Segenswort gebetet.⁴

Rabbi Aqiva/Bar Kochba | ANNO 135

Nennt Simon ben Kosiva „Bar Kochba“ (Sternensohn; Num 24,7),
unterstützt seinen Aufstand gegen die Römer und wird grausam hingerichtet

Gesicht zeigen



Der Erfahrungsraum für das Leben vor dem Angesicht Gottes ist für Israel zuerst und vor allem der Raum der Geschichte, der sich in späterer Zeit immer mehr auch zu einer Perspektive auf alle Völker und auf die Schöpfung insgesamt hin weitet. Im Laufe seiner Geschichte erkennt Israel immer klarer: die ganze Schöpfung ist angewiesen auf das zugewandte Angesicht Gottes. Alles Leben ist verdanktes Leben. Das bringt der weisheitliche Schöpfungspsalm 104 in besonders ausdrucksvoller Weise zum Ausdruck, wenn er sagt: „Sie alle warten auf dich, dass du ihnen Speise gibst zur rechten Zeit. Gibst du ihnen dann sammeln sie ein, öffnest du deine Hand, werden sie satt an Gutem. Verbirgst du dein Gesicht sind sie verstört, nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin, und kehren zurück zum Staub der Erde“ (Ps 104, 28 f.).

Im Tempel zu Jerusalem verdichtete sich für Israel der Erfahrungsraum eines heilvollen Lebens im Angesichte Gottes auf der Ebene des Kultes noch einmal in ganz besonderer Weise. Hier tritt der Beter vor Gottes Angesicht.⁵ Im Kult war für den frommen Juden die heilvolle Gegenwart, die Gott seinem Volk durch die Geschichte hindurch immer wieder erwiesen hat, besonders erlebbar. „Kommt vor sein Antlitz mit festlichem Jubel“ so lautet die Einladung aus Psalm 100, 1. Sie gilt Israel, ist in diesem Psalm zugleich aber auch an alle Völker der Erde gerichtet, zusammen mit Israel in die Vorhöfe des Tempels zum Lobgesang Gottes einzutreten.

2.2. Das abgewandte oder verborgene Angesicht Gottes

Aber in der Bibel ist nicht nur vom zugewandten Angesicht Gottes die Rede. Die Bibel kennt auch das abgewandte oder das verborgene Angesicht Gottes. Wer unter Not und Elend, unter Krankheit oder Verfolgung leiden muss, führt die Situation darauf zurück, dass Gott sein Gesicht abgewandt oder verborgen hat, dass die lebenserhaltende Beziehung zu Gott abgebrochen ist. So wird verständlich, wenn der Beter im Psalm 13 klagt: „Wie lange noch verbirgst du dein Gesicht vor mir“ (Ps 13, 2).⁶ Nichts Schlimmeres kann geschehen, als dass Gott sein Angesicht abwendet, es verbirgt.

Gott aber wendet sein Angesicht nicht einfach willkürlich ab. Ursache dafür ist die Untreue, die Schuld des Bundesvolkes. Weil Israel Gott untreu geworden ist, wurde es verschleppt, so lässt Gott den Propheten Ezechiel verkünden. „Darum habe ich mein Angesicht vor ihnen verborgen und sie ihren Feinden ausgeliefert, sodass alle unter dem Schwert fielen. Wie ihre Unreinheiten und ihre Vergehen es verdienten, so habe ich sie behandelt und mein Angesicht vor ihnen verborgen“ (Ez 39, 23 f.). Doch ist das abgewandte Angesicht Gottes nicht von endgültiger Dauer. Eingedenk seiner Verheißungen erbarmt sich Gott immer wieder, wenn Israel nur bereit ist, seine Untreue zu erkennen, zu seinem Gott zurückzukehren. In seinem Erbarmen sammelt Gott sein Volk aus allen Völkern zusammen und führt es zurück in das Land, wo es im zugewandten An-

gesicht Gottes wieder in Sicherheit leben kann. Auch das darf der Prophet Ezechiel dem Volk für die Zukunft ankündigen. „Ich verberge mein Gesicht nicht mehr vor ihnen; denn ich habe meinen Geist über das Haus Israel ausgegossen.“ (Ez 39, 29). Das abgewandte oder verborgene Angesicht Gottes ist nicht endgültig. Es soll zur Umkehr führen, denn Gott ist treu und steht zu seinen Verheißungen.

3. Vom Angesicht Gottes erzählen

Wenn vom zugewandten und abgewandten oder verborgenen Angesicht Gottes in der Bibel gesprochen wird, dann stehen Geschichten im Hintergrund oder es werden Geschichten erzählt. Es sind jeweils einzelne Geschichten aus der einen großen Geschichte Gottes mit seinem Volk. „Angesicht Gottes“ ist deshalb auch kein theologischer Begriff, sondern eher ein Schlüsselwort für jene Gottesgeschichten, in denen es um das besondere Verhältnis Gottes zu seinem Volk und in Korrelation dazu ebenso um das Verhältnis des Volkes zu seinem Gott geht. Das Angesicht Gottes bringt in geschichtlicher Erfahrung vermittelt zum Vorschein, wer Gott für sein Volk ist. Darum gehören Erinnerung an geschichtliche Erfahrungen und die auf die jeweilige Gegenwart und Zukunft gerichtete Erzählung dieser Erfahrungsgeschichten auch zur Grundstruktur des Gottesglaubens.⁷

Das Schauen von Angesicht zu Angesicht steht dem Menschen in der Begegnung mit Gott nicht zu. Für die Gottesbegegnung bleibt der Mensch in diesem Leben auf die Geschichte verwiesen.

Als Mose Gott bittet, seine Herrlichkeit unmittelbar schauen zu dürfen, weist der Herr diese Bitte ab. „Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben. Dann sprach der Herr: Hier, diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen! Wenn meine Herrlichkeit vorüber zieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück und du kannst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen“ (Ex. 33, 20-23). Christoph Dohmen hat in seinem Kommentar zu dieser Stelle unter Hinweis auf eine sprachliche Eigenart im hebräischen Text darauf aufmerksam gemacht, dass Mose mit seiner Bitte von Gott auf die Geschichte zurückverwiesen wird. „Um die Passage zu verstehen, muss man ein hebräisches Sprachspiel nachvollziehen. Die Angaben für vorne und hinten (Angesicht und Rücken) können nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich (früher oder später) verstanden werden. Der Text wechselt nun geschickt vom räumlichen Aspekt (das Angesicht sehen) zum zeitlichen (im Nachhinein erkennen), wobei der Wechsel durch das Verb „vorüberziehen“ vorbereitet und eingeleitet wird, denn jedes Vorüberziehen enthält immer einen Zeitaspekt und im Vorüberzug „passiert“ etwas. Wenn Gott Mose einen Vorüberzug als Offenbarung ankündigt, dann bedeutet das, dass Gott nicht direkt, sondern erst im Nachhinein, oder wie der Rabbiner Hermann Joseph Hertz formuliert, an den Spuren, die er in der Geschichte der Menschen hinterlässt, zu erkennen ist.“⁸ Mit anderen Worten: Gottes Offenbarung ist geschichtlich und sie trägt immer die Signatur bestimmter Geschichte. Wer Gottes Offenbarung verstehen will, wer sein uns zugewandtes Angesicht erkennen will, muss diese bestimmte Geschichte erinnern und erzählen. Einen Weg außerhalb der Geschichte, sozusagen in reiner weltabgewandter Innerlichkeit, kennt die Bibel nicht.

Auch dort, wo von ganz besonderen Gottesbegegnungen in der Bibel erzählt wird, bleibt der Geschichtsbezug immer erhalten. Nachdem Gott sich in der Geschichte vom brennenden Dornbusch dem Mose mit seinem Namen offenbart, wird Mose zum Pharao gesandt und beauftragt, das Volk aus Ägypten herauszuführen (vgl. Ex 3). Ebenso verhält es sich auch in der Geschichte, in der der Prophet Elija am Gottesberg Horeb

schließlich im sanften Säuseln des Windes die Gegenwart Gottes erkennt. Elija war geflohen, um sein Leben vor dem Zorn Isebels der Frau des Königs Ahab zu retten. Jetzt erhält Elija von Gott den Auftrag, zurück durch die Wüste nach Damaskus zu gehen, um dort Hasael zum König über Aram zu salben (vgl. 1 Kön 19).

Gottesbegegnungen, wie sie hier erzählt werden, sind Berufungs- und Sendungsgeschichten. Sie geschehen nicht um ihrer selbst willen. Sie verändern den Menschen und seine Lebensgeschichte und sie hinterlassen Spuren in der Geschichte des Volkes, in denen Gottes Angesicht zu erkennen ist, wenn sie erinnert und erzählt werden.

Für die biblische Gottesrede ist das Bild vom Angesicht Gottes deshalb unverzichtbar. Es kann genau so wenig durch einen theologischen Fachbegriff ersetzt werden, wie die biblischen Geschichten insgesamt in ein theologisches System hinein aufgehoben werden könnten. Ohne die vielen Geschichten kann auch die eine große Geschichte Gottes mit seinem Volk nicht erzählt werden.

Die biblische Rede vom Angesicht Gottes weist in ihren einzelnen Geschichten auf Erinnerungen über die im Raum der Geschichte gemachten Erfahrungen mit Gott. Die anthropomorphe Vorstellung vom Angesicht Gottes ist dabei besonders geeignet, gerade die kommunikativen Dimensionen des Verhältnisses Gottes zu seinem

Volk nuancenreich zu erzählen, erzählt doch auch das Gesicht des Menschen nach biblischem Verständnis ebenfalls in allen Nuancen über jene Kommunikationsformen, die für den Menschen wesentlich sind und die ihn von allen anderen Geschöpfen unterscheiden. In der Bibel gibt es dazu viele wunderbare Geschichten. Auf einige wenige davon wollte ich aufmerksam machen.

Ein persönliches Nachwort:

Eine wie auch immer geartete Anwendung oder Übertragung meiner vorausgegangenen Überlegungen auf das Leitwort des Aktionsbündnisses „Gesicht zeigen“ habe ich nicht intendiert und scheint mir auch überflüssig. Nur einen Gedanken würde ich abschließend gerne persönlich anmerken: Ich glaube, dass auch das Leitwort „Gesicht zeigen“ immer wieder in einzelnen Geschichten erzählt werden muss, damit Rassismus und Antisemitismus in Gesellschaft und Geschichte bei uns und überall keine Zukunft haben. Ob und gegebenenfalls warum und wie solche Geschichten dann auch etwas mit Gott und seiner Geschichte mit uns zu tun haben können, bleibt hier offen. Das wäre ein ganz neues Thema.

Dr. phil. Dr. theol. Helmuth Rolfes, Jg. 1944, seit 1984 Professor für Systematische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Universität Kassel. Ausbildung von Religionslehrerinnen und Religionslehrern für alle Schulformen. Arbeitsschwerpunkte u.a. Kirche und Öffentlichkeit, Fragen des interreligiösen Dialogs, Fundamentaltheologie.

¹ Vgl. Sylvia Schroer, Thomas Staubli, Die Körpersymbolik der Bibel, 2. überarbeitete Aufl. 2005, 70.

² Hans Walter Wolff, Anthropologie des Alten Testaments, München 5. Aufl. 1990, 116-123.

³ Vgl. Hans Walter Wolff, a.a.O., 116f. Wolff macht darauf aufmerksam, dass im Gesicht die entscheidenden Kommunikationsorgane des Menschen, nämlich Ohren, Augen, Mund versammelt sind, über die Menschen untereinander und auch mit Gott kommunizieren. In der Kommunikation mit Gott kommt dem Hören der Vorrang zu. Die Initiative, das erste Wort, geht immer von Gott aus. Zuerst muss Israel hören. Deshalb steht auch die Aufforderung „Höre, Israel“ (Dt. 6, 4) am Anfang jeder Kommunikation mit Gott.

⁴ Wenn vom leuchtenden Angesicht Gottes gesprochen wird, dann weckt dieses Bild Assoziationen mit dem Leuchten der Gestirne und besonders der Sonne, in dem der alte Orient die Gegenwart des Göttlichen erkannte. Ein Mensch, der dem lebendigen Gott begegnet, mit ihm verbunden ist, macht auf seinem eigenen Angesicht etwas von der Präsenz Gottes sichtbar. Auf dem Gesicht des Mose lag der Widerschein der Begegnung mit Gott, als er mit den Gesetzestafeln vom Sinai herabstieg. „Während Mose vom Berg herunterstieg, wusste er nicht, dass die Haut seines Gesichtes Licht ausstrahlte, weil er mit dem Herrn geredet hatte“ (Ex 34, 29). Im Leuchten des Angesichtes des Mose sieht das Volk die Nähe Gottes, den Widerschein seines leuchtenden Angesichts. In der Verklärungsszene bei Matthäus wird die göttliche Gegenwart in Jesus übrigens mit dem gleichen Bild angesprochen: „Und er wurde vor ihren Augen verwandelt; sein Gesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden blendend weiß wie das Licht“ (Mt 17,2).

⁵ Vgl. ähnlich in: Ps 4, 7; Ps 31, 17; Ps 67, 2; Ps 80, 4.20; Ps 119, 135.

⁶ Es mag an dieser Stelle offen bleiben, ob die Vorstellung, dass der Beter im Tempel vor Gottes Angesicht tritt, darauf zurückzuführen ist, dass im Tempel anfänglich vielleicht einmal eine Jahwe-Statue gestanden haben mag, vor der der Beter hintritt.

⁷ Vgl. Sylvia Schroer, Thomas Staubli, a.a.O., 74.

⁸ Vgl. ähnlich in: Ps 27, 9; Ps 30, 8; Ps 44, 25; Ps 69, 18; Ps 88, 15; Ps 102, 3.

⁹ Zur memorativ-narrativen Grundverfassung der Theologie vgl. Johann Baptist Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, 161-203.

¹⁰ Christoph Dohmen, Kommentar zum Buch Exodus, in: Erich Zenger (Hg), Stuttgarter Altes Testament, Stuttgart 2004, 150.

Aurelius Ambrosius | ANNO 339 - 397

Bischof von Mailand; verteidigt Selbständigkeit gegen Ansprüche des Bischofs v. Rom; zwingt Kaiser Theodosius wegen eines Gemetzels zur Buße (390)

Wenn „Gesicht zeigen“ heißt: sich gegen scheinbar Selbstverständliches erheben, auch auf die Gefahr hin, das eigene Leben zu gefährden, dann faszinieren mich seit langem zwei Frauen der Bibel, die Gesicht zeigten, indem sie ihr Gesicht sogar verhüllten und durch ihr öffentlich zur Schau getragene Entsetzen persönlich erlittenes Leid und gesellschaftliche Strukturen als Unrecht brandmarkten.



HANS MAAB

Verhüllte GESICHTER

WIE ZWEI BIBLISCHE FRAUEN GEGEN EINE SELBSTHERRLICHE MÄNNERWELT GESICHT ZEIGEN

Die eine ist Tamar, die Schwiegertochter Judas, des vierten Jakob-Sohnes. Es war eine Zeit, in der Väter Familienpolitik betrieben und oft die Heirat ihrer Söhne diktierten. Juda, der seine kanaanitische Frau selbst gewählt hatte, verheiratete seinen ältesten Sohn Ger mit Tamar; doch Ger starb jung und kinderlos. Nach damaligem Recht durfte eine solche Witwe ohne Zustimmung des Schwiegervaters nicht mehr heiraten. Statt dessen war der nächst jüngere Bruder des verstorbenen Mannes verpflichtet, der Witwe Kinder für seinen Bruder zu zeugen. Erbrechtlich mag dies eine sinnvolle Regelung gewesen sein, menschlich sicher nicht. Onan, dem diese Pflicht oblag, weigerte sich. Auch er starb kinderlos. Aber Juda gab die Schwiegertochter nicht frei, sondern schickte sie in ihr Elternhaus zurück, angeblich bis der jüngste Sohn heiratsfähig war. Doch dachte er nicht daran, diesen Tamar zu geben, denn er befürchtete, auch er könnte sterben, weil diese Frau ihren Männern Unglück brachte.

Als Tamar nach langer Zeit Judas Tücke durchschaute, griff sie zu einem Trick. Sie legte ihre Witwenkleidung ab, kleidete sich wie eine Dirne und setzte sich an den Wegrand, an dem Juda vorbei kam. Da ihr Gesicht verdeckt war, erkannte sie Juda nicht. Er begehrte sie und wurde mit ihr um einen Ziegenbock einig; als Pfand hinterließ er ihr seinen Siegelring, seine Gewandschnur und seinen Hirtenstab. Als jedoch ein Bote das Pfand auslösen wollte, war sie spurlos verschwunden.

Nach drei Monaten wird Juda zugetragen, seine Schwiegertochter sei schwanger – ein klarer Fall von Hurerei! Die Männergesellschaft ist empört und Judas Urteil steht fest: Sie soll verbrannt werden! Jetzt machte sich das Pfand bezahlt, gewissermaßen als Vaterschaftstest. Dies rettete ihr das Leben, mehr noch: es verschaffte ihr volle Rehabilitation: „Sie ist gerechter als ich; denn ich habe ihr meinen Sohn Schela nicht gegeben“, gesteht Juda. – Ob diese mutige Tat für die Zukunft Folgen hatte? Heute nehmen wir solche Rechtsordnungen kopfschüttelnd zur Kenntnis. Ist unsere Gesellschaft deshalb tatsächlich humaner?

Die andere Frau, die mir Respekt abverlangt, ist Rizpa. Sie kennen Rizpa nicht? Kein Wunder! Sie wird auch nur zweimal in der Bibel erwähnt, einmal ganz kurz als Nebenfrau König Sauls, und dann noch einmal, als ihr diese Verbindung zum Verhängnis wird.

Ausgelöst wurde alles durch eine dreijährige Hungersnot. In einer Gottesbefragung erfährt David, dies sei die Strafe für eine – in der Bibel sonst nicht erwähnte – Blutschuld Sauls an den Gibeoniten. David verhandelt mit ihnen über eine angemessene Sühneleistung. Sie bestehen jedoch auf einem Ausgleich Blut für Blut und for-

dern, dass sieben Nachkommen Sauls getötet werden. David weist dies nicht entrüstet zurück, sondern geht darauf ein, als dächte er, was ist schon das Leben von sieben Nachkommen Sauls gegen eine Hungersnot, unter der das ganze Volk zu leiden hat! Wie ein orientalischer König bestimmt er, wer diese sieben Nachkommen Sauls sein sollten. Jonatans Sohn verschonte er aus Treue zu seinem einstigen Freund. Es gab ja noch andere, z. B. die fünf Söhne einer Tochter Sauls und die beiden Söhne von Sauls Nebenfrau Rizpa, macht zusammen sieben. Ausgerechnet die Söhne zweier Frauen! Auf ihre Gefühle brauchte er wohl keine Rücksicht zu nehmen, es waren ja nur Frauen!

Rizpa konnte die Blutrache an ihren beiden Söhnen nicht verhindern; aber sie konnte ein Zeichen gegen diese blutige Willkür setzen. Sie „nahm den Sack“, wie es lakonisch heißt, das Gewand, in das sich Trauernde einhüllten, und streckte sich auf dem Felsen aus „vom Beginn der Ernte bis sich Wasser auf sie und ihre Söhne ergoss“, also der Regenzeit, etwa ein halbes Jahr lang ungefähr von Mai bis Oktober. So verhinderte sie, dass Geier und anderes wildes Getier die Leichen ihrer Söhne fraßen.

Sie zeigte – in das Trauergewand gehüllt – Gesicht gegen eine grausame, gefühllose Rechtsordnung, die über Leichen geht. Ob sie damit auf Dauer Erfolg hatte oder nur verfeinerte Methoden hervorrief?

Dr. h.c. Hans Maab, geboren 1935, Studium der ev. Theologie, Pfarrer, Schuldekan, Kirchenrat i.R., Lehrauftrag an der PH Karlsruhe, Mitglied des DKR-Vorstandes.



Ein freundliches **GESICHT**

ALAIN FINKIELKRAUT

Ein freundliches Gesicht aufsetzen. Zwei Gesichter haben. Ein offenes Gesicht.

Das Gesicht wahren: diese Redewendungen offenbaren die beiden gegensätzlichen Bedeutungen, die das Wort „Gesicht“ in der Umgangssprache annimmt.

Der Ausdruck bezeichnet zugleich die Erscheinung und das Wesen, das sich dahinter verbirgt und darin verrät, die Täuschungsmanöver und Kunstgriffe, die den Blick daran hindern, zur Wahrheit des Menschen vorzudringen, und eben diese Wahrheit, die sich zeigt, wenn erst einmal die Masken heruntergerissen sind. So besitzt das Gesicht zwischen Bekenntnis und Schauspielerei, zwischen Fassade und Geständnis jene faszinierende Eigenart, sich dem Wissen darzubieten und zu entziehen. Es ist die Stelle des Körpers, wo die Seele sich zeigt und sich verkleidet. Man setzt eine undurchdringliche Miene auf, und gegen seinen Willen trägt man dort seine geheimsten Gefühle zur Schau. Man schminkt sein Gesicht, um zu gefallen oder um die lauernden Blicke zu täuschen, und man trägt es vor sich her „wie eine Vertraulichkeit, von der man nichts weiß“ (Sartre). Jeder möchte sein eigenes Gesicht zähmen und damit bezaubern, es wie eine Waffe gebrauchen oder zu einer undurchdringlichen Oberfläche machen; jeder möchte seine schwarze Seele hinter einem perfiden Lächeln verbergen oder seinen Kummer hinter einer vergnügten Miene. Den Raffiniertesten gelingt das auch; die weniger Begabten werden von ihrer Seele genarrt, die das mühsam verborgene innere Durcheinander der Allgemeinheit preisgibt.

Aber, sagt Lévinas, dieser Gegensatz zwischen Sein und Schein ist nicht maßgeblich. Vor der Trennung in Verborgenes und Entblößtes, vor dem verwirrenden Geflecht von Körper und Seele liegt die Nacktheit des Antlitzes. Das Antlitz des Anderen ist nackt, bevor es gekünstelt oder authentisch ist, malerisch oder banal, verführerisch oder abstoßend, vertraulich wie ein zuletzt doch ausgeplaudertes Geheimnis oder undurchsichtig wie eine nicht zu entziffernde Hieroglyphe. Nackt, seiner intimsten oder seiner sichtbarsten Eigenheiten entkleidet, außerhalb der Lüge ebenso wie außerhalb der Wahrheit, anders als sein Spiegelbild in mir, zurückgezogen als ob

es in seiner eigenen Gegenwart fehlte. „Das Antlitz ist jene Wirklichkeit par excellence, in der ein Wesen sich nicht durch seine Eigenschaften präsentiert (...).“¹

Aber jene Wirklichkeit, über die ich nichts vermag, ist vollkommen ungeschützte Haut. Nacktheit, die sich jedem Attribut versagt und die kein Kleidungsstück verhüllt. Der unzugänglichste Teil des Körpers und der verletzlichste.

Überlegenheit und Armseligkeit. Weit über mir, entweicht mir das Antlitz, indem es sich seiner eigenen plastischen Beschaffenheit entledigt, und schwächer als ich, hemmt es mich, wenn ich in seine schutzlosen Augen blicke. Getrennt von mir, übersteigt es meine Macht. Mittellos, wehrlos, exponiert es sich, so dass ich mich meiner Kälte oder meiner Heiterkeit schäme. Es widersteht mir und verlangt nach mir, ich bin nicht zuerst Betrachter, sondern sein Schuldner. Die Verantwortlichkeit für den Anderen geht der Kontemplation voraus. Das erste Von-Angesicht-zu-Angesicht ist ethisch: die Ästhetik kommt danach.

Auf Gedeih und Verderb mir ausgeliefert, dargeboten, unendlich zerbrechlich, herzerreißend wie ein zurückgehaltenes Weinen, ruft das Antlitz mich zu Hilfe, und es liegt etwas Gebieterisches in diesem Flehen: Seine Not erregt nicht mein Mitleid, sondern indem es mir gebietet, ihm zu Hilfe zu kommen, tut es mir Gewalt an. Die demütige Nacktheit des Antlitzes fordert, als ob sie ihm zustehe, meine liebevolle Fürsorge und – so könnte man sagen, befürchtete man nicht, einen nunmehr lächerlichen Ausdruck zu verwenden – meine Barmherzigkeit. Denn meine Gesellschaft genügt dem Anderen nicht, wenn er sich mir durch das Antlitz offenbart: er verlangt, dass ich für ihn sei und nicht nur mit ihm.

So bin nicht ich zunächst egoistisch oder selbstlos, sondern es ist das Antlitz in seiner Nacktheit, das mich das Interesse an mir selbst verlieren lässt. Das Gute kommt von außen, die Ethik stößt

mir zu, und gegen meinen Willen „geht mein Sein zu einem anderen“.²

Liebe lässt sich nicht erzwingen, sagt man. Eine oberflächliche Weisheit. Das Antlitz des Anderen schreibt mir die Liebe vor oder verbietet mir zumindest Gleichgültigkeit ihm gegenüber. Ich kann mich natürlich abwenden, ich kann den Gehorsam verweigern oder mich gegen die Vorschrift auflehnen, aber es steht keinesfalls in meiner Macht, sie nicht wahrzunehmen. Es ist also zwecklos, die Strenge des Gesetzes gegen die Inbrunst der Liebe setzen zu wollen. Das Antlitz bestürmt mich, fordert mich auf, gemeinsame Sache mit ihm zu machen, unterwirft mich seiner Schwäche, kurz: verordnet mir, es zu lieben. Und zweifellos ist es mir durch seine Weigerung, sich identifizieren zu lassen, überlegen und zugleich unterlegen, weil es mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Aber Demut und Hochmut sind die beiden Seiten seiner Herrschaft, in deren Zeichen mein Sein steht.

Das Antlitz drängt sich mir auf, ohne dass ich seinen Appell überhören oder vergessen könnte, will sagen, ohne dass ich aufhören könnte, für seine Not verantwortlich zu sein.³

Hanser Verlag München

Alain Finkielkraut, geboren 1949, gilt als einer der einflussreichsten französischen Intellektuellen. Er ist Professor für Philosophie an der Ecole Polytechnique in Paris und leitet die 1987 von ihm gegründete Zeitschrift *Le Messager européen*. Zu seinen Hauptwerken zählen: *Die neue Liebesunordnung* (1977), *Der eingebildete Jude* (1979) und *Der Verlust der Menschlichkeit* (1999).

¹ Emmanuel Lévinas, *Difficile liberté*, I. Aufl. 1963, S. 326

² Emmanuel Lévinas, *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence*, Den Haag 1978, S. 67

³ Emmanuel Lévinas *Humanisme de l'autre homme*, Montpellier 1972, S. 49

Jeanne D'Arc | ANNO 1412 - 1431

Im Hundertjährigen Krieg überzeugt das 17-jährige Bauernmädchen Johanna, dass es von Gott auserwählt sei, Frankreich zu retten und König Karl VII. zur Krönung zu verhelfen. Als sie gefangen genommen wird, lassen die Franzosen sie im Stich, die Engländer verurteilen sie als Ketzerin und sie wird auf dem Scheiterhaufen als Hexe verbrannt.



ALAIN FINKIELKRAUT

DIE WEISHEIT DER LIEBE

„In gewisser Weise ist nichts störender als der Nächste“

Obwohl es so scheinen mag, ist Lévinas kein Philosoph des Altruismus. In seinem Denken findet sich keine Spur jenes natürlichen Wohlwollens mit Namen Mitleid oder Edelmut, das uns scheinbar unweigerlich dazu bringt, unseren Mitmenschen zu Hilfe zu eilen oder uns wenigstens mit ihrer Not zu identifizieren, Anteil zu nehmen an der Gewalt, die ihnen angetan wird, als wären wir selbst davon betroffen.

Kein Lob auf diesen göttlichen Trieb, auf diese fromme Gefühlsregung, die ein so beruhigendes Zeichen unserer ethischen Berufung wäre. Keine Rührung angesichts unserer ursprünglichen Liebe für unsere menschlichen Brüder. Kein Ersatz der strengen Gesetze durch überschwängliche Gefühle. Logik der Berechnung, *conatus essendi*, Herrschaftsanspruch des Ich, das ohne Vorsicht noch Rücksicht seinen Weg geht und seinen Platz an der Sonne einfordert: wenn es darum geht, das menschliche Wesen oder genauer das Spiel des Seins im Menschen zu beschreiben, entlehnt Lévinas seine Konzeptionen sogar sein Vokabular bei Pascal, bei Hobbes und bei Spinoza. Diese gegensätzlichen Philosophen stimmen unter dem Schock der Machtkämpfe zwischen den Dynastien und der Religionskriege, die Europa in ein Blutbad getaucht hatten, darin überein, dass sie der menschlichen Moralität keinerlei Vertrauen mehr entgegenbringen. Moral kommt in Lévinas' Denken sehr wohl vor, aber nicht jene Moral des Herzens, die bestrebt ist, den Menschen zu rehabilitieren, und die daher die Anteilnahme zu seinen natürlichen Regungen zählt. Derselbe Philosoph, der die Ethik dem Modell der Liebe unterstellt, übernimmt ein vollkommen illusionsloses Bild des Menschen, so wie er ist: insbesondere dasjenige von Pascal, der das Ich geißelt, weil es sich zum Zentrum aller Dinge macht und der Tyrann aller anderen sein will.¹

Der Sinn des moralischen Dramas liegt nämlich in einem Paradoxon: Die Moral in mir kommt nicht aus mir selbst. Nicht aus eigenem Antrieb stelle ich das konstante Prinzip aller meiner Handlungen – mein eigenes Wohl und Weh –

hintan und gebe dem Wohlergehen eines anderen Menschen den Vorrang. Ich lebe ohne mein Zutun. Leben, das kann bedeuten sich entfalten oder stehen bleiben, nach dem Nützlichen streben oder nach Macht verlangen, seine Kräfte zügeln oder ihnen freien Lauf lassen. Jedenfalls ist die Offenheit dem Fremden gegenüber kein Grundelement, kein Trieb meines spontanen Lebens. Anders gesagt: die Moral ist eine Verwandlung, deren Ursprung außerhalb meiner selbst liegt. Eine Konversion im eigentlichen Sinne. Etwas Fremdes – das Antlitz des anderen Menschen – kommt und zwingt mich, meine Gleichgültigkeit aufzugeben. Ich werde aufgestört, von meinem Lebensrausch ernüchtert, aus meinem dogmatischen Schlaf wachgerüttelt, aus meinem Reich der Unschuld vertrieben und durch das Eindringen des Fremden zu einer Verantwortung gerufen, die ich weder gewählt noch gewollt habe. So haben die Realisten also recht in Bezug auf die Moral des Herzens: die Ethik ist nicht natürlich. Aber sie liegen falsch, wenn sie daraus schließen, sie sei utopisch oder unreal. Ethik, das ist meine durch das Antlitz des Anderen in Frage gestellte Natur. Ich will das Gute nicht, wie ich vielleicht mein Vergnügen oder meinen Vorteil will: die Sorge um einen anderen erfasst mich gegen meinen Willen wie ein Trauma. Der Andere – und das ist zweifellos die Definition seines Andersseins – scheidet in mir das Menschliche von der menschlichen Natur: sei netwegen kann ich nicht mehr selbstverständlich existieren.

Nächstenliebe? Nicht, wenn man darunter im Sinne einer erbaulichen, altruistischen Philoso-

phie die angeborene Anteilnahme des Menschen für den leidenden Menschen versteht. Aber wohl, wenn man in dem salbungsvollen und schalen Wort Liebe noch die erdrückende, beschwerliche quälende Nähe, die Verfolgung und die eindringliche Anklage wahrnimmt, jene Gewalt, die der Nächste auf mich ausübt. Von diesem Anderen bin ich getrennt, er entzieht sich meiner Macht, und doch komme ich nicht von ihm los. Er macht es mir unmöglich, unbefangen und aus dem Vollen zu existieren, sei es als hedonistisches Ich, das seinen Genüssen lebt, als heroisches Ich, das seine Macht entfaltet, oder als bürgerliches Ich, das sich der Verfolgung seiner Interessen verschrieben hat. Der Andere: der, der uns das Spiel des Seins verdirbt. Da sehe ich mich also nun gezwungen, die Verantwortung für ihn zu übernehmen, fühle mich wie gelähmt und wider Willen mit einer moralischen Pflicht betraut. Nicht ich liebe von Natur aus meinen Nächsten, sondern der Nächste fällt mir zu und zur Last, lässt mir keine Ruhe und drückt mich an die Wand – kurzum, er tut meiner Natur Gewalt an, indem er mir befiehlt, ihn zu lieben. Schon bei der Annäherung bin ich Diener des Nächsten, bereits zu spät und dieser Verspätung schuldig. Es ist als würde ich von außen – traumatisch – gesteuert, ohne mir dabei die Kraft, die mich leitet, innerlich vorstellen oder sie begrifflich fassen zu können. Ohne mich zu fragen: Was bedeutet sie mir denn? Woher nimmt sie das Recht zu befehlen? Was habe ich getan, um von vornherein Schuldner zu sein?²

Der Mensch ist nicht jenes friedfertige, nach Liebe dürstende Wesen, das die Moral des Herzens uns gerührt beschreibt. Die Nächstenliebe ist ihm



Jan Hus | ANNO 1414

Konzil von Konstanz: Hus lehnt Widerruf seiner Thesen gegen Ablass und Kreuzzüge sowie seiner Lehre von der wahren Kirche ab und wird verbrannt.

nicht angeboren, sondern wird ihm auferlegt wie eine Pflicht, der er sich nicht entziehen kann, „ohne die Spur seiner Fahnenflucht zu hinterlassen“.³ Der Modus, die Art und Weise wie der Andere in der Welt auftritt, ist der Imperativ. In der Liebe, zu der seine Gegenwart mich zwingt, liegt der ganze Schmerz des Verzichts auf eine königliche, unbeirrt ihren Gang gehende Existenz. „Nur ein verwundbares Ich kann seinen Nächsten lieben.“⁴ Verwundbar und nicht dynamisch, unternehmungslustig oder strahlend: nicht ich stürze in einer Anwandlung von Edelmut zuerst auf den Anderen zu, sondern der Andere, der eintritt ohne anzuklopfen, lenkt meine Absichten in eine andere Richtung und stört meinen Seelenfrieden. Man nimmt der moralischen Verwicklung Schärfe und Glanz, wenn man die aktive Rolle demjenigen zuschreibt, der liebt. Der Nächste geht mich etwas an, noch bevor mein Herz oder mein Verstand die Entscheidung, ihn zu lieben, überhaupt haben treffen können. Das Antlitz ist jene bestimmende Macht in ihm, die meine Herrschaft absetzt und mich zu einer radikalen Passivität zwingt.

Liebe, wenn man so will, aber eine Liebe wider Willen; eine anstrengende Liebe; Liebe als der geläufigste Name für die Gewaltsamkeit, mit der der Andere mich aufstößt, nach mir verlangt und mich bis in die verborgensten Winkel des Ansich-seins verfolgt. Daher die Aggressivität, die ich gegen diese aufdringliche Person entwickeln kann, gegen diese allgegenwärtige Abwesenheit, gegen diesen Unerwünschten, den Nächsten. Daher also, in einem Wort, das Böse.

Die Nächstenliebe ist keineswegs ein keuscher Schleier, der über unsere Grundausstattung an Bestialität und über die Schändlichkeiten der Menschheitsgeschichte geworfen wird, sondern erklärt vielmehr den Hass, dem sie vorausgeht. „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ ruft Kain aus, und diese Ausrede ist in Wirklichkeit sein Geständnis, die Offenbarung seiner Motive. Eben weil ich nicht nur der Bruder meines Bruders bin (auf gleicher Stufe mit ihm) sondern sein Hüter – seine Geisel, wagt Lévinas zu sagen –, kommt in mir die Versuchung auf, dem allen ein Ende zu bereiten, das Verlangen, diese ungleiche Verbindung zu lösen. Das Böse ist Revolte, Protest eines gestürzten Souveräns – dem Ich – gegen seine Absetzung durch den Anderen. Von der harmlosen Unaufrichtigkeit – die alle Mittel der Intelligenz einsetzt, um zu dem klaren Schluss zu kommen: „Das ist nicht mein Problem!“ – bis zur vernichtenden Gewalt entspringt das Böse zunächst dem Willen, Existenz zu bestrafen. Nicht den Rivalen hasst man im Nächsten am meisten, sondern das Antlitz; nicht seine mutmaßliche Feindseligkeit, seine bedrohliche Stärke, sondern



den Befehl den seine Not mir erteilt: „Ich trete weniger vor den Nächsten, als dass ich vor ihn zitiert werde. Ich leiste stehenden Fußes einer Vorladung Folge (...). Doch die Verantwortung, der ich derart passiv ausgesetzt bin, betrifft mich nicht als austauschbare Sache, niemand kann hier an meine Stelle treten; wenn sie an mich appelliert wie an einen Angeklagten, der die Klage nicht wird zurückweisen können, verpflichtet sie mich als jemand Einmaligen und Unersetzbaren. Als Auserwählten.“⁵ Ein Auserwählter, das heißt jedoch nicht Träger eines Privilegs, sondern Sitz einer Verantwortung, Ziel einer Anklage, während ich doch gar kein Verbrechen begangen habe – das hat das Antlitz des anderen Menschen aus mir gemacht, und meine Gewalt richtet sich gegen den Skandal dieser Wahl.

Man sieht, der biblische Ausdruck des Auserwählten bekommt in der Beziehung zum Anderen einen Sinn. Der Nächste beruft mich zu sich, ernennet mich, ohne mir die Möglichkeit zum Rücktritt zu lassen, mich, einzig und allein mich, der ich um nichts gebeten habe und der ich diese Bürde nicht einmal auf einen Stellvertreter abwälzen kann. Das Auserwähltsein ist vor allem eine Modalität des Menschlichen und erst in zweiter Linie eine religiöse Kategorie. Und das zu sagen, bedeutet nicht, aus seinem Blickfeld alles das auszuschließen, was das Leben an Niederträchtigkeit mit sich bringt, sondern im Gegenteil, sich die Mittel an die Hand zu geben, diese Dinge zu denken. Nehmen wir einmal an, der Mensch sei dem Menschen ein Wolf. Womit soll man diesen alles umfassenden Krieg begründen?

Mit den Trieben? Mit einer unbändigen Raserei, dem hartnäckigen Zeichen unserer tierischen Natur? Mit dem Eigennutz, dem Kampf der konkurrierenden Egoisten? Diese Antworten sind tau-

ologisch: der Mensch ist gewalttätig, weil seine Leidenschaften gewaltig sind. In seinem Bemühen, alles durch das Böse zu erklären, ist der Realismus nicht imstande, den Ursprung dieses Bösen zu begreifen. Mit einem Wort: der Realismus ist nicht realistisch, sondern vereinfachend: er geht an dem Problem des Bösen vorbei, weil er es als natürliche Gegebenheit betrachtet. Nun ist aber nicht die Natur des Menschen mörderisch oder barbarisch, sondern seine Bestrebung, zu ihr zurückzukehren. Im Angesicht des Anderen steht mein Leben unter Anklage, mein Sein ist nicht mehr mein Recht, ich bin in der Welt nicht mehr zu Hause, mir wird eine Verpflichtung auferlegt, die die angenehme Pflicht der Erhaltung und Entfaltung in den Hintergrund drängt. So ist meine Existenz dazu verurteilt, nicht aus sich selbst heraus gerechtfertigt zu sein. Durch das Böse lege ich Berufung gegen dieses Urteil ein. Ich gebe zugleich dem Ressentiment und der Sehnsucht Ausdruck, die seine Unerbittlichkeit in mir auslöst. Sehnsucht nach einem nicht mehr moralischen, sondern organischen Leben, das nur dem inneren Gesetz seiner eigenen Bewegung gehorcht. Sehnsucht nach dem Elan vital und danach, nicht verantwortlich zu sein. Traum von der Rückkehr zur Natur.

Im Anfang ist die Gewalt, sagen die Pessimisten, die Bilderstürmer, die sich kaum noch Illusionen über den Wert des Menschen machen und alle Dinge auf der untersten Ebene ansiedeln. Doch die Ernüchterung ist nicht immer ein Unterpfand der Tiefe oder der Wahrheit: ich hasse den anderen Menschen nicht spontan (auch nicht, weil ein teuflisches und allmächtiges System mich vielleicht dazu bringt, ihn zu hassen), ich hasse in ihm die nicht umkehrbare Infragestellung meiner Spontaneität. Ich verzeihe ihm nicht, dass ich ihm gegenüber Entschuldigungen vorbringen muss.

„Es wird Zeit“, schreibt Lévinas, „die Verwechslung von Einfalt und Moral anzuprangern.“⁶ Dadurch, dass seine Philosophie den Realismus mit seinen eigenen Waffen bekämpft, dadurch, dass sie die Einfalt des Realismus unausgesprochen anprangert, gelingt ihr die Rehabilitierung der Moral.

Ausgangspunkt der Beziehung des Menschen zum anderen Menschen ist nicht die Feindschaft, sondern ein Bund oder, um es in einer Sprache ohne religiöse Konnotation zu sagen, die Nicht-Möglichkeit der Gleichgültigkeit. Der Andere geht mich etwas an, bevor ich irgendeine Entscheidung gefällt habe, er schädigt mich, lockt mich – gegen meinen Willen – vom rechten Pfad meines eigenen Vorteils. Man muss die Feindschaft also vom Bund aus denken und nicht umgekehrt. Nicht das Ressentiment gegen die Stärke erzeugt, wie Nietzsche behauptet, die Nächstenliebe, diese Apologie der Zukurzgekommenen und Schwachen. Vielmehr erzeugt die Liebe – dieses Von-dem-Nächsten-ergriffen-werden, diese Ernennung, die man nicht zurückweisen kann – als Reaktion Verbitterung und Grausamkeit. Eine mittlerweile reiche und ehrwürdige Tradition mahnt uns, bei der Erforschung der Seelen die Tugend bis zu den verborgenen Prozessen, deren Ergebnis sie ist, zurückzuverfolgen, den hohen Prinzipien ihren a-priori-Charakter zu nehmen, die Pflicht von ihrem angeblich absoluten Thron zu stürzen, mit einem Wort: das unmoralische Geheimnis der Moralität zu enthüllen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist der kategorische Imperativ eine zweite, vom Neid, von der Aggressivität oder von der Angst abgeleitete Instanz, also eine Verinnerlichung. Das Kind verinnerlicht die elterliche Autorität, die souveräne Kraft verinnerlicht die Verurteilung durch das Ressentiment, sieht ihr Unrecht ein und wendet sich gegen sich selbst. Diesen Genealogien der Moral setzt Lévinas eine Reflexion über das Böse entgegen, die das moralische Geheimnis der Unmoralität verbreitet: weil ich mich wie in der Leidenschaft einem Anderen, der mir immer entweicht, nicht entziehen kann, weil ich meinem Nächsten nicht ebenbürtig, sondern von ihm auserwählt, seine Geisel, sein Schuldner bin, eben deswegen überwältigen mich mitunter aggressive Triebe.

„Weltkriege – und regionale Kriege – Nationalsozialismus, Stalinismus – und auch die Entstalinisierung – Lager, Gaskammern, nukleare Waffennarsenale, Terrorismus und Arbeitslosigkeit – das ist sehr viel für eine einzige Generation, auch wenn sie nur Zeuge all dessen gewesen wäre.“⁷ Eine weit verbreitete Lebensweisheit glaubt, dass man, um all dies zu begreifen, die fromme,

aber illusorische Vorstellung von der Nächstenliebe aufgeben muss. Das Gegenteil ist der Fall: wenn das Denken das Rätsel der Barbarei verstehen will, muss es sich an jener Verstrickung mit dem Nächsten orientieren, die man mit dem abgegriffenen Wort Liebe bezeichnet.

Hanser Verlag München

¹ Blaise Pascal, Gedanken, Nr. 455

² Emmanuel Lévinas, Autrement qu' être ou au-delà de l' essence, a.a.O., S. 110

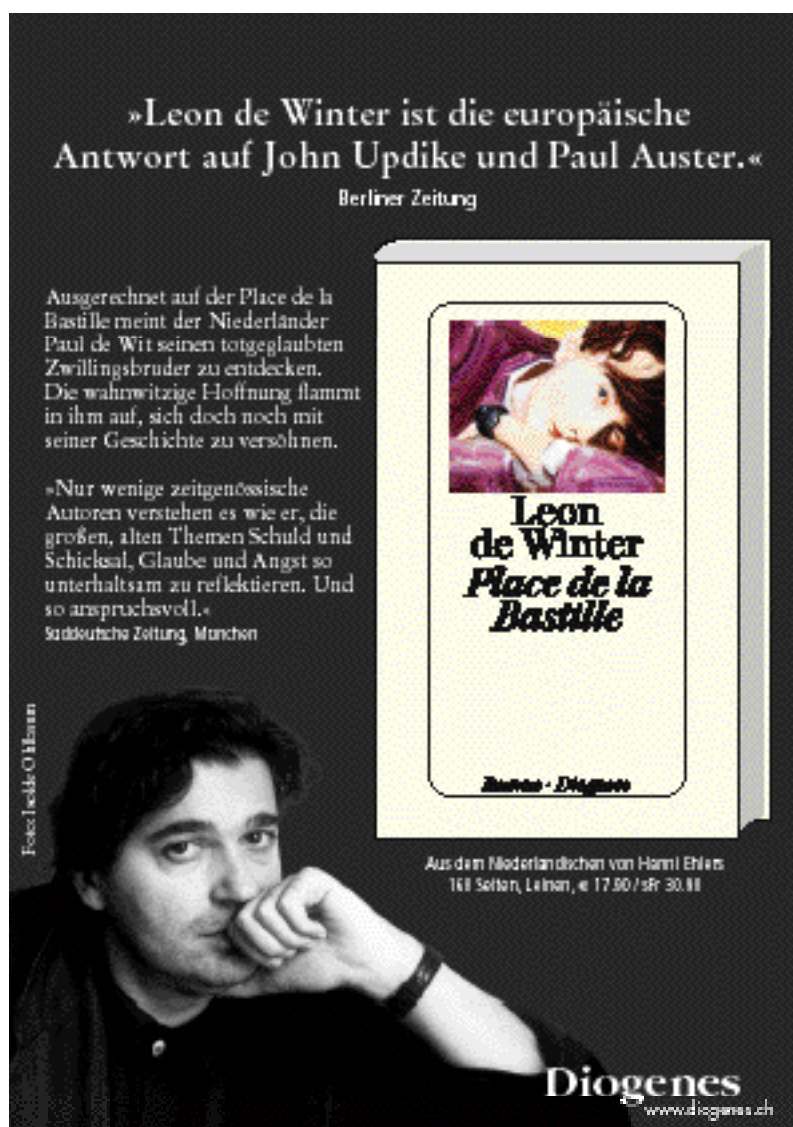
³ Emmanuel Lévinas, Humanisme de l' autre homme, a.a.O., S. 75

⁴ Emmanuel Lévinas, De Dieu qui vient à l' idée, Paris 1982, S. 145

⁵ Emmanuel Lévinas, De Dieu qui vient à l' idée, a.a.O., S. 117-118

⁶ Emmanuel Lévinas, Autrement qu' être ou au-delà de l' essence, a.a.O., S. 162

⁷ Emmanuel Lévinas, Noms propres, a.a.O., S. 9



Martin Luther | ANNO 1483 - 1546

- 1517 Wittenberg: 95 Thesen gegen Ablasshandel
- 1520 u.a. „Von der Freiheit eines Christenmenschen“
- 1521 Reichstag in Worms: „Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder helle Gründe werde überwunden werden (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da feststeht, dass sie öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben), so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriftzeugnisse, und mein Gewissen ist gebunden in Gottes Wort, Widerrufern kann und will ich nichts, weil wider das Gewissen zu handeln nicht sicher und nicht lauer ist. Gott helfe mir. Amen.“



LEON DE WINTER

ZIONOCO

Sol hielt eine Predigt über den Wunsch Moses', den Ewigen zu sehen.

Nachdem Moses auf dem Berg Sinai den Anweisungen des Ewigen gelauscht und bei seiner Rückkehr das Goldene Kalb vorgefunden hatte, hatte er wütend die Steintafeln zerschmettert. Wie ein gewiefter Anwalt flehte Moses den Ewigen um Vergebung an: (Nun denn, wenn ich Gunst in deinen Augen gefunden habe, so tu mir doch deine Wege kund, auf dass ich dich kenne, damit ich Gunst in deinen Augen finde. Und bedenke, dass diese Nation dein Volk ist!) und bat dann, in einem schwachen Moment: Lass mich doch deine Herrlichkeit schauen!

„Das Gesicht des Ewigen wollte Moses sehen!“ rief Sol den sieben Männern, alle in gestärkten Kurzarmhemden, zu. Glasig starrten sie ihn an, schwerhörige Rentner, die den gewohnten Schabbath-Spaziergang in die Synagoge nicht aufgeben hatten, obwohl Sol jetzt da war.

„Nachdem der Ewige ihm zu verstehen gegeben hat, dass Er eine Schwäche für ihn habe, kann Moses, verrückt vor Verlangen, mit diesem

Wunsch nicht mehr an sich halten. Er will den Ewigen sehen! Und was antwortet der Ewige? Du kannst mein Angesicht nicht schauen, denn nicht schaut mich ein Mensch und lebt!“

Sie hatten wenig Ähnlichkeit mit den aschkenasischen oder sephardischen Juden Nordamerikas: Jaap war goldgelb und hatte mindestens eine chinesische Großmutter, Jules sah aus wie einer aus Hindustan, Cornelius wie ein Javaner, Eddy wie ein Buschneger. Falls sie ihm überhaupt Beachtung schenkten, konnten sie das gut verbergen. War auch egal.

„Und doch will der Ewige Moses nicht alles vor-enthalten. Er sagt, wo Moses sich hinstellen soll und was Er tun wird, wenn Er Seine Herrlichkeit vorüberziehen lässt. Er wird Seine Hand über Moses halten, bis er vorüber und nur sein Rücken zu sehen ist. Wenn ich dann meine Hand entferne, so wirst du meine Rückseite schauen, aber mein Angesicht kann nicht gesehen werden.“

Erneut machte Sol eine Pause und sah seine Zuhörer an. Nur Henkie Polak, ein rotblonder Jude aus Amsterdam, der 1939 als Kochgehilfe mit einem argentinischen Küstenmotorschiff in Surinam gestrandet war, schien andächtig zuzuhören. Henkie hatte mit Ölen und Fetten ein kleines Vermögen gemacht.

„Der Ewige will nur Seinen Rücken zeigen! Sein Angesicht darf von keinem Lebenden gesehen werden, wohl aber Seine Rückseite! Doch was ist verletzlicher als der Rücken? Man dreht den Rücken keinem Feind zu, man dreht den Rücken nur seinem Freund zu, jemanden, bei dem man sich sicher fühlt! Der Ewige verweigert Moses den Anblick Seiner Herrlichkeit und gibt ihm statt dessen Gelegenheit, Seine Verletzlichkeit zu schauen!“

Diogenes Taschenbuch AG, Zürich, 1997, S. 328 - 329. Übersetzt aus dem Niederländischen von Hanni Ehlers.

HARTMUT VON HENTIG

Zehn Gebote

für den Umgang mit Kindern

1. Du sollst Kinder achten wie dich selbst.
2. Du sollst einem Kind nicht vorenthalten, was dir wichtig ist: nützliche Arbeit, Verantwortung über ein Eigentum, über die Einteilung der Zeit, über die Wahl der Freunde.
3. Du sollst ein Kind nichts lehren, woran dir nicht selbst liegt; du sollst es nicht langweilen.
4. Du sollst nichts für ein Kind tun, ohne es zu fragen; auch wenn es weder deine Fürsorge noch deine Frage versteht – es ist gut, wenn du diese Gewohnheit hast.
5. Du sollst nicht wegsehen, es soll dir nicht gleichgültig sein, wenn ein Kind etwas Falsches tut, Unwahrheiten, Torheiten, Grausamkeiten begeht.
6. Du sollst eines Kindes Liebe und Vertrauen nicht zurückweisen – so wenig wie seine Trauer, seine Angst, seine Neugier, seine Phantasie.
7. Du sollst ein Kind nicht anders „machen“ wollen, als es ist – aber du sollst ihm helfen, anders zu werden, wenn es das will. Du sollst vor allem nicht machen, dass es will.
8. Du sollst, wie du einen Zehnten für die Kirche gibst, in dieser Welt einen zweiten Zehnten für die Kinder geben – die fernen wie die nahen – die dies brauchen.
9. Du sollst an der Welt arbeiten, so dass du sie ohne Scham den Kindern übergeben kannst.
10. Du sollst nicht Kinder haben, wenn du dir nicht vorzustellen vermagst, dass sie ein würdiges Leben in ihrer Zeit führen können.

Gesicht Zeigen! wurde im Jahr 2000 von Uwe-Karsten Heye, dem damaligen Regierungssprecher, Paul Spiegel, dem Präsidenten des Zentralrats der Juden und Dr. Michel Friedman, dem damaligen Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden, gegründet.



Lesung von Iris Berben und Anne Will zur Eröffnung der Aktionswoche gegen Rassismus

GESICHTZEIGEN!

Aktion weltoffenes Deutschland e.V.

Ausschlag gab die Welle der rassistisch und antisemitisch motivierten Anschläge und Übergriffe im Sommer 2000. Die rechtsextremistisch motivierten Gewalttaten sorgten nicht nur im ganzen Bundesgebiet sondern auch im Ausland für Schlagzeilen. Uwe-Karsten Heye gründete Gesicht Zeigen! als private Initiative, „um der schweigenden Mehrheit in Deutschland, die für Toleranz und Weltoffenheit steht, eine Stimme zu geben.“ Die Schirmherrschaft übernahm der damalige Bundespräsident Johannes Rau. Die Geschäftsstelle des Vereins befindet sich in Berlin, dort arbeitet ein Team von drei Mitarbeiterinnen, Sophia Oppermann, Valerie Thiesmeyer und Rebecca Weis.

Im Herbst 2000 startete Gesicht Zeigen! die erste Kampagne, der Spot „Handicap“ sorgte bundesweit für Furore in den Kinos. Es handelt sich um einen sehr ironischen Spot, mit dem sich Gesicht Zeigen! als Initiative etablierte, die das Thema eher auf jugendliche und unkonventionelle Initiative Weise angeht.

Inzwischen können wir auf fünf Jahre Arbeit gegen Rassismus und Antisemitismus und für mehr

Zivilcourage zurückblicken. Durch die professionelle Kampagnen- und Aufklärungstätigkeit und ein kreatives, engagiertes Arbeiten ist es Gesicht Zeigen! gelungen, sich als Synonym für Zivilcourage und das mutige Eintreten gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus zu etablieren. Wir binden oft Prominente in unsere Arbeit ein, sie beteiligen sich an Aktionen, gehen in Schulen, halten Lesungen ab oder nehmen an Pressekonferenzen teil. Sie dienen einerseits als prominente Vorbilder und verhelfen unserem Anliegen zu mehr Öffentlichkeit. Prominente, die ihr Gesicht zeigen, sind u. a. Iris Berben, Alfred Biolek, Axel Bulthaupt, Rainer Hunold, Katja Riemann, Eleonore Weisgerber, Uli Wickert, Anne Will.

Aus der praktischen Arbeit – einige Projekte von Gesicht Zeigen!

Die Aktionswoche gegen Rassismus

Bereits 1967 haben die Vereinten Nationen den 21. März zum „Internationalen Tag zur Überwindung von Rassismus“ ausgerufen. Gesicht Zeigen! und der Interkulturelle Rat veranstalten jährlich in der Woche um den 21. März eine „Aktionswoche gegen Rassismus“. Gesicht Zeigen!

spricht sowohl Personen des öffentlichen Lebens, Zeitzeugen, Politiker und Journalisten als auch prominente Unterstützer an, die sich bundesweit beteiligen. Zumeist vermitteln wir die Aktivisten für eine Sonderschulstunde zum Thema Rassismus an Schulen. Gesicht Zeigen! hat eine Liste mit Arbeitsmaterialien zusammengestellt, die Bücher, Filme und andere Medien zu den verschiedenen Themengebieten auflistet. Diese Unterrichtshilfe für Lehrer, Schulklassen und besonders für die pädagogisch nicht geschulten Referenten wird vorab verschickt, die Materialien zur Verfügung gestellt. Die Bandbreite der Veranstaltungen im Rahmen der „Aktionswoche gegen Rassismus“ wird jährlich größer, die Zahl der Beteiligten auch – was uns sehr freut. Ursprünglich beschränkten wir uns auf Schulen und Jugendeinrichtungen, inzwischen beteiligen sich auch Kultureinrichtungen.

Für die Aktionswoche 2005 wurden bundesweit rund 180 Veranstaltungen wie Lesungen, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Unterrichtsstunden, Ausstellungen und Aufführungen organisiert – in Schulen, Jugendeinrichtungen, Theatern, Museen und Kinos.



**Aktion
weltoffenes Deutschland e.V.**
www.gesichtzeigen.de

Höhepunkte der „Aktionswoche gegen Rassismus 2005“ waren:

- Poetry-Slam gegen Rassismus in Bamberg
- Ein Kammerspiel mit Diskussion am Deutschen Theater Berlin
- Podiumsdiskussion zum Thema Fremdenfeindlichkeit im Schauspielhaus Bochum
- Zeitzeugen besuchten Schulen bspw. in Dillingen, Bochum und Kenzingen
- Theaterinszenierungen und Lesungen für Kinder und Jugendliche in Leipzig
- Prominente Unterstützer von Gesicht Zeigen! und Politiker gaben eine Schulstunde zum Thema Rassismus, darunter Rainer Hunold, Gregor Gysi, Malte Arkona, Petra Merkel, Klaus Uwe Benneter, Josef Winkler, Peter Kloeppel und Volker Hauff
- Lesungen, Gedichte und Gespräche mit Autor Peter Jamin, Schriftsteller Jens Prüss, Entertainer Max Schautzer und der kompletten Feuilletonredaktion der Rheinischen Post in Düsseldorf
- Ein Integrationsprojekt für ausländische Mädchen in Lüchow

Außerdem gab es Gesprächs- und Diskussionsrunden mit dem Verband der Sinti und Roma, Podiumsdiskussionen, Gottesdienste, Plakataktionen, Filmvorführungen und interkulturelle Stadtrundgänge. Zahlreiche Kinos strahlten die Gesicht Zeigen!-Kinospots aus, RTL zeigte einen Spot im Fernsehen – kostenfrei.

Gesicht Zeigen! möchte den „Tag zur Überwindung von Rassismus“ bekannter machen und sinnvoll gestalten. Wir möchten eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Rassismus auf breiter Ebene anregen und Menschen aktivieren und ermutigen, sich gegen Rassismus zu engagieren.

Gerade die aktuellen Debatten um Demonstrationsverbote von Rechtsextremen, der Zusammenschluss von NPD und DVU, der geplante Naziaufmarsch zum 8. Mai 2005 in Berlin aber auch an vielen anderen Orten Deutschlands zum 60. Jahrestages des Kriegsendes zeigten und zeigen, wie notwendig die Auseinandersetzung mit diesem Thema nach wie vor ist.

Das Moderne Zeitzeugenprogramm – „Besuche im anderen Leben“

Gesicht Zeigen! hat ein Modernes Zeitzeugenprogramm entwickelt, das seit Anfang 2002 läuft. Es handelt sich um ein Austauschprojekt zwischen Migranten aus Berlin und Schülern aus Brandenburg. Das Besondere an dem Modernen Zeitzeugenprogramm – „Besuche im anderen Le-

Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2006

Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V. besteht seit dem Jahr 2000. Der bundesweit arbeitende Verein möchte Menschen ermutigen, aktiv zu werden gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus und jede Form rechter Gewalt.

Schwerpunkte der Arbeit von Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V.

- **Gesicht Zeigen!** entwickelt und fördert Projekte, die sich für Weltoffenheit und Toleranz einsetzen. Dazu gehören bspw. die „Modernen Zeitzeugenprogramme“; das sind interkulturelle Begegnungsprojekte zwischen Migranten und Schülern, die „Binationale Gesprächsreihe – Aspekte der Fremdenfeindlichkeit in Europa“, eine Veranstaltungsreihe in Zusammenarbeit mit diversen Botschaften in Berlin oder das Film- und Ausstellungsprojekt „Unser Ausland“.
- **Gesicht Zeigen!** startet Aktionen gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit wie die bundesweite „Aktionswoche gegen Rassismus“. Jährlich organisiert Gesicht Zeigen! zum 21. März – dem UN-Tag zur Überwindung von Rassismus eine Projektwoche an Schulen und Museen mit jährlich ca. 250 Veranstaltungen in ganz Deutschland.
- **Gesicht Zeigen!** entwickelt pädagogisches Material für die Jugendarbeit. Dazu gehört der „Medienkoffer für Zivilcourage“ für die Arbeit an Schulen oder das interaktive „Zivilcourageposter“, das wir kostenlos abgeben.
- **Gesicht Zeigen!** initiiert öffentliche Kampagnen in Form von Kinowerbung, TV- und Radiospots, Plakat- und Anzeigenmotiven und ruft hiermit zu mehr Zivilcourage auf. Die Kinospots „Handicap“, „Flächenbrand“, „Mut proben“ und „Perspektivenwechsel“ liefen bundesweit auf über 800 Kinoleinwänden und sind auf VHS erhältlich. Gesicht Zeigen! greift außerdem mit Pressemitteilungen, Aufrufen und Pressekonferenzen immer wieder in die öffentliche Diskussion ein.
- Außerdem arbeitet **Gesicht Zeigen!** als Mittler für Menschen, die sich gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus engagieren wollen und dabei Hilfe brauchen und bietet unter www.gesicht-zeigen.de weitreichende Informationen zum Thema.

Der Verein finanziert sich ausschließlich durch Spenden, Sach- und Finanzsponsoren sowie Mitgliedsbeiträge – der Beitrag beträgt jährlich 51,00 Euro – und ist daher ständig auf Unterstützung angewiesen. Gesicht Zeigen! bringt Menschen zusammen – für ein weltoffenes Deutschland!

Kontakt:

Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V.
Kurfürstendamm 178/179, 10 707 Berlin
Tel 030 – 280 44 785, Fax 030 – 280 44 784
kontakt@gesichtzeigen.de, www.gesichtzeigen.de
1. Vorsitzender: Uwe-Karsten Heye; 2. Vorsitzender: Paul Spiegel;
Schirmherr: Bundespräsident a.D. Johannes Rau
Dresdner Bank AG Berlin, Konto 12 12 12 12, BLZ 120 800 00

ben“ ist, dass die Migranten als Spezialisten/Experten für ein bestimmtes Gebiet auftreten, es sind professionelle, begabte und interessante Persönlichkeiten, die in Deutschland leben und arbeiten. Dadurch werden sie nicht in die Rolle der „Opfer zum Anfassen“ gebracht oder exotisiert oder vorgezeigt.

„Moderne Zeitzeugen – Besuche im anderen Leben“ ist thematisch in eine Unterrichtsreihe eingebettet, die bis zu zehn Stunden umfassen

kann. Zur Vorbereitung stellen wir den Lehrern eine Handreichung zur Verfügung, diese enthält Zahlen und Fakten zum Ausländeranteil, der Gesetzgebung, Asylpraxis aber auch Rollenspiele u. a., also umfangreiche und vielfältige Anregungen für die Vor- und Nachbereitung.

Das Projekt beinhaltet vier komplette Unterrichtstage: Gesicht Zeigen! besucht zunächst die Schulklasse zu einem Vorbereitungstag. Hier werden einfache Trainings angeboten, die



Uwe-Karsten Heye, 1. Vorsitzender

Johannes B. Kerner präsentiert den „Medienkoffer für Zivilcourage“

Bei der Präsentation des Aufrufs: Schauspielerin Ursula Monn, Uwe-Karsten Heye, Moderatorin Astrid Frohloff, Schauspieler Rainer Hunold, Hanna-Renate Laurin (Gegen Vergessen e.V.) und Thomas Heppener (Anne Frank Zentrum)

Schüler werden über ihren Spezialisten informiert und bereiten sich auf diesen gezielt vor. Am Besuchstag gehen wir gemeinsam mit den Spezialisten in die Schulklasse. Der Spezialist/die Spezialistin unterrichtet die Klasse eine Unterrichtseinheit lang in seinem/ihrer persönlichen Fachgebiet. In unserem Expertenpool befinden sich eine Erzieherin namibianischer Herkunft, die Sprecherin des türkischen Bundes in Berlin, ein Musiker ukrainischer Herkunft, ein Künstler aus Israel, ein Arabischlehrer aus Jordanien, ein afro-deutscher Polizist u.v.a. Sie halten eine Unterrichtseinheit ab zur deutschen Kolonialgeschichte in Namibia, führen ein interkulturelles Training durch, geben eine Musikstunde zur Geschichte des Schlagzeugs, machen mit den Schülern einen Kunstworkshop, führen ein in die arabische Sprache und Schrift oder erzählen vom Polizeialltag. Das Projekt wird somit in Unterrichtsfächer wie Musik, Deutsch, Geschichte oder Kunst gebracht, nicht nur in Politik oder Gesellschaftskunde. Das Spezialthema ermöglicht einen „neutralen“ Boden, auf dem ein Kennen lernen zunächst unkompliziert ist. Die Migranten bieten einen interessanten Wissensschwerpunkt an, der einen Bezug zur Lebenswelt der Jugendlichen hat.

Erst im Anschluss an diese Unterrichtseinheit und das erste respektvolle Kennen lernen können die Jugendlichen auch Fragen zur Person und ihrer Lebensgeschichte stellen. Die Spezialisten sind zum Teil hier geboren, einige nicht, viele besitzen die deutsche Staatsbürgerschaft, manche nicht. Alle haben ganz unterschiedliche Lebens-

geschichten, Meinungen, Religionen und Lebenshintergründe. Was sie jedoch alle verbindet sind Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die in dieser anschließenden Frage- und Diskussionsrunde auch thematisiert werden.

Es folgt ein Nachbereitungstag, der dazu dient, das Erlebte zu reflektieren und der Gegenbesuch der Schulklasse in Berlin. Die gemachten, neuen Erfahrungen werden mit den Schülern besprochen, reflektiert und diskutiert. Hierdurch soll das Erlebte zu einer nachhaltigen Erfahrung werden, die es ermöglicht, vorhandene Ressentiments und Rassismen aufzubrechen. Es ist sowohl Platz zur Wissensvermittlung als auch für praktische Antidiskriminierungsarbeit.

Beim Gegenbesuch in Berlin trifft die Klasse „ihren“ Spezialisten bzw. „ihre“ Spezialistin wieder. Zum Programm gehört ein interkultureller Workshop in einem soziokulturellen Zentrum, ein orientalisches Mittagessen, ein Stadtrundgang durch Berlin-Kreuzberg, „Klein-Istanbul in Berlin“ und der Besuch in einer Moschee.

Alle Beteiligten erhalten die Chance, eine ihnen bis dahin weitgehend fremde Welt im persönlichen Kontakt kennen zu lernen. Sie gewinnen durch die Erfahrungen und Erzählungen der Anderen neue Einblicke in ein fremdes Leben und können evtl. vorhandene Vorurteile hinterfragen. Besonders wichtig dabei ist der intensive persönliche Kontakt und das gegenseitige Erkunden der jeweils fremden Lebensumstände.

Wir wenden uns mit dem „Modernen Zeitenprogramm“ ausschließlich an Gesamtschulen in Brandenburg. Der „Ausländeranteil“ liegt dort mit 1,8 % weit unter dem Bundesdurchschnitt von 8,9 %, Vorurteile, Ressentiments und Fremdenfeindlichkeit sind dort allerdings sehr groß. Alltägliche Begegnungen mit Migranten sind für Brandenburger Schüler kaum möglich – mangels Masse. Trotzdem erzielen in Brandenburg rechtsextreme Parteien mit Parolen wie „Arbeit nur für Deutsche“ große Erfolge, gerade auch bei jungen Wählern.

Ziel des Projekts ist es, für die Jugendlichen einen selbstverständlichen Kontakt mit Migranten her zu stellen. Ein Dialog auf gleicher Augenhöhe kann nur stattfinden, wenn man dem jeweils Anderen offen und respektvoll begegnet. Wir möchten in diesem Projekt derartige Begegnungen möglich machen, sie sollen für beide Seiten erfahrbar und wiederholbar sein. Wir verstehen dieses Projekt als einen Beitrag zur Förderung interkultureller Kompetenz und zur Toleranzerziehung. Ausdrücklich vermeiden möchten wir jeden folkloristischen Aspekt, bspw. die afrikanische Trommelgruppe. Migration soll als Bestandteil bundesdeutscher Zeitgeschichte und als Bereicherung für die Entwicklung der Gesellschaft wahrgenommen werden. Es gibt zwei Dokumentationsfilme, die den Projektverlauf dokumentieren und kostenlos bei Gesicht Zeigen! bestellt werden können.

Binationale Gesprächsreihe zum Thema „Aspekte der Fremdenfeindlichkeit in Europa“

In den Jahren 2003/2004 konzipierte Gesicht Zeigen! eine Veranstaltungsreihe in Kooperation mit europäischen Botschaften in Berlin, die Binationale Gesprächsreihe – „Aspekte der Fremdenfeindlichkeit in Europa“. Wir organisierten im Rahmen dieser Reihe fünf Veranstaltungen, zu denen wir Experten aus unterschiedlichen Ländern und Deutschland zum gemeinsamen Gespräch einluden. Es ging uns um den europäischen Vergleich bei den Themen Rassismus und Integration. Fremdenfeindlich motivierte Übergriffe und unterschiedliche Ausprägungen von Rassismus häufen sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarländern. Die EU-Länder verfolgen eine gemeinsame Politik, mit der sie ein friedliches, zukunftsorientiertes Miteinander in Europa anstreben. Gemeinschaftlich haben sie in ihrer Charta bekräftigt, Diskriminierung aus Gründen des Geschlechts, der Rasse, der ethnischen Herkunft, der Religion, der Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Ausrichtung zu bekämpfen.

Die Umsetzung der Anti-Diskriminierungsrichtlinien wird in den einzelnen Mitgliedsstaaten jedoch sehr unterschiedlich angegangen.

Es fanden fünf Veranstaltungen statt:

- in der Britischen Botschaft zum Thema: „Minority integration – culture, life, politics“
- in der Französischen Botschaft zum Thema: „Fremdenfeindlichkeit als gesamtgesellschaftliches Phänomen – die Verantwortung von Politik und Medien“
- in der Österreichischen Botschaft zum Thema: „Herausforderung Integration – der Islam zwischen Unkenntnis und Feindbild“
- in der Belgischen Botschaft zum Thema: „Gleiche Chancen für alle? – Bildung als Garant für gesellschaftliche und politische Partizipation“
- im Türkischen Haus zum Thema „Die EU-Beitritte- und Islamdiskussion und ihre Auswirkungen auf die Integration“.

Die Zusammenkunft der Experten fand immer in den Räumlichkeiten der Botschaft des jeweiligen Gesprächspartners statt. Um einen effizienten Austausch zu gewährleisten, wurde das Podium mit vier Teilnehmern oder Teilnehmerinnen be-

setzt. Dazu kam der Moderator/die Moderatorin mit Affinität zu beiden Ländern. Die kooperierende Botschaft benannte einen oder zwei Vertreter, das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend entsandte eine Vertreterin und Gesicht Zeigen! ein bis zwei Teilnehmer. Für die Moderation konnten jedes Mal Journalisten gewonnen werden, die das jeweilige andere Land aus eigener Erfahrung kannten. Es diskutierten auf dem Podium: die Bundesintegrationsbeauftragte Marieluise Beck, der Vorsitzende des EUMC 'European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia' Bob Purkiss, die Schauspielerinnen Renan Demirkan, der Politiker Cem Özdemir, die Rechtsanwältin und Menschenrechtlerin Seyran Ates, der Schriftsteller Tahar Ben Jelloun, die Journalistinnen und Autorinnen Franziska von Augstein und Gudrun Harter, Publizist Michel Friedman, der Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Österreich Prof. Anas Schakfeh, die Journalisten Robert du Roy, Nikolaus Blome und Norbert Carius u.v.a. Alle Veranstaltungen waren sehr gut besucht und die Diskussionen waren ausgesprochen ange-regt. Unterstützt und finanziert wurde das Projekt vom Bundesfamilienministerium im Rahmen des Programms „entimon – Gemeinsam gegen Gewalt und Rechtsextremismus“. Wir haben eine 184seitige Dokumentation der Reihe erarbeitet, die die Diskussionsbeiträge, Essays und umfangreiches Hintergrundmaterial enthält.

Aktuelles

Im Jahr 2005 beteiligte sich Gesicht Zeigen! am „Tag für die Demokratie“ am 8. Mai 2005 am Brandenburger Tor in Berlin. Am 8. Mai jährte sich das Kriegsende in Europa zum 60. Mal, nachdem es an verschiedenen Orten schon zu Naziaufmärschen gekommen war an den verschiedenen Jahrestagen, war in Berlin ein Neonazi-marsch durch das Brandenburger Tor und am Holocaust-Mahnmal entlang geplant. Die Jugendorganisation der NPD hatte unter dem Motto „Schluss mit dem Schuldult“ für den 7. und den 8. Mai Großkundgebungen angemeldet. Gesicht Zeigen! organisierte zusammen mit einem breiten Bündnis, in dem alle großen Parteien vertreten waren, die Kirchen, der Zentralrat der Juden, der deutsche Gewerkschaftsbund, Arbeitgeberverbände, die Stiftungen der Parteien sowie diverse Bürgerbündnisse einen „Tag für die Demokratie“. Rund um das Brandenburger Tor fand

ein zweitägiges Programm statt, die Organisation hatte der Berliner Senat übernommen. Wir stellten uns damit der geschichtlichen Umdeutung des 8. Mai sechzig Jahre nach Kriegsende durch die Nazis entschlossen entgegen. Es gelang uns, eine große Öffentlichkeit zu mobilisieren und dadurch den Naziaufmarsch friedlich zu verhindern.

Anlässlich des vorgezogenen Wahlkampfes startete Gesicht Zeigen! in Zusammenarbeit mit dem Anne Frank Zentrum und Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. einen überparteilichen Aufruf „Keine Entwarnung: Gegen Rechtsextremismus – Für eine vielfältige, demokratische Gesellschaft“ im September 2005. Wir wollten verhindern, dass das Problem des Rechtsextremismus im Bundestagswahlkampf untergeht und auf die Aktualität des Themas hinweisen. Mit dem Aufruf ermahnten wir die Politikerinnen und Politiker, dieses Thema im Wahlkampf verantwortlich zu behandeln und auch nach der Wahl nicht zu vergessen, sondern zusätzlich durch die Unterstützung zivilgesellschaftlicher Initiativen gegen Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit zu bekämpfen. Auf einer großen Pressekonferenz wurde der Aufruf und das dazugehörige Plakat vorgestellt und die Liste der Unterzeichner veröffentlicht.

Die Arbeit gegen Rechtsextremismus und für mehr Weltoffenheit, für ein gleichberechtigtes Nebeneinander braucht einen langen Atem. Gerade die Projektarbeit vor Ort ist mühsam und kleinteilig, aber lohnenswert. Wir sind der Überzeugung, dass wir im Kampf und Engagement gegen Rechtsextremismus, für mehr Weltoffenheit, ein gleichberechtigtes Miteinander, nicht nachlassen dürfen! **Gerade deshalb freuen wir uns sehr über die Auszeichnung mit der Buber-Rosenzweig-Medaille, die wir als Anerkennung und Ansporn empfinden und die uns sehr glücklich macht.**

Rebecca Weis, 1963 in Koblenz geboren, Studium der Germanistik und Japanologie in Freiburg und Berlin, danach Volontariat in einer PR-Agentur, einige Jahre in der Medienbeobachtung tätig, seit Oktober 2000 bei Gesicht Zeigen! zunächst als Assistentin der Geschäftsführung, jetzt in einem Dreier-team Geschäftsführung, Schwerpunkt Presse

Josel v. Rosheim | ANNO 1480 - 1554

Sohn eines wegen einer Blutbeschuldigung verfolgten Juden. Anwalt der Juden bei mancherlei Beschuldigungen (z. B. 1529 Ritualmordprozess von Pöding) und drohenden Ausweisungen. Setzt sich bei Luther vergeblich für Juden in Sachsen ein. Schrift gegen Martin Butzers Judenfeindlichkeit.

FiT machen

für Demokratie und Toleranz - Jugendliche setzen sich mit Antisemitismus auseinander

EIN BERLINER PROJEKT

Seit Herbst 2000, dem Beginn der zweiten Intifada in Israel, kam es in verschiedenen europäischen Ländern zu einer Welle antisemitischer Ausschreitungen. Der Nahost-Konflikt übte und übt ganz offensichtlich einen negativen Mobilisierungseffekt aus, nicht nur was Einstellungen gegenüber dem Staat Israel betrifft, sondern gegenüber Juden überhaupt.



BEATE KOSMALA

Es ist aber nicht nur eine Zunahme von Gewalttaten wie Friedhofsschändungen, Anschläge auf Synagogen und jüdische Einrichtungen oder von Überfälle auf einzelne Juden zu beobachten, sondern auch eine größere Unbefangenheit, antijüdische Ressentiments mehr oder weniger offen zu äußern. Wie neuere Studien für Deutschland feststellen, gewinnen antisemitische Vorurteile quer durch die politischen und sozialen Lager an Einfluss. Oft werden die Auseinandersetzungen zwischen Israel und den Palästinensern und damit verbundene Urteile und Vorurteile nur zum Anlass genommen, überlieferte antisemitische Einstellungen und Weltbilder unter dem Deckmantel der vermeintlich berechtigten Kritik an Israel zu vertreten. Gleichzeitig machen sich die Einflüsse rechtsextremer und islamistischer Judenfeindschaft, die durch CDs (Musik), Computerspiele und vor allem durch das Internet verbreitet werden, auch bei Schülern bemerkbar. Es handelt sich dabei weniger um einen „neuen Antisemitismus“, sondern eher um Antisemitismus in neuen Kontexten.

II. Überlegungen zu Gegenstrategien

Diese Entwicklung führte dazu, dass im Frühjahr 2004 eine OSZE-Konferenz in Berlin zum Problem

des Antisemitismus stattfand. Anschließend wurden von den verschiedensten NGO-Gruppen zahlreiche Projekte ins Leben gerufen, um Gegenstrategien zu dieser Besorgnis erregenden Situation zu entwickeln. In diesem Kontext entstand in Berlin das Projekt „Fit machen für Demokratie und Toleranz - Jugendliche setzen sich mit dem Antisemitismus auseinander“. Träger sind das Landesinstitut für Schule und Medien (LISUM), das American Jewish Committee (AJC) und das Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin. Folgende Vorüberlegungen liegen dem Projektkonzept zu Grunde.

„Holocaust-Erziehung“ als Prävention gegen Antisemitismus?

Immer wieder ist bei Lehrern und Multiplikatoren in der Bildungsarbeit die Vorstellung anzutreffen, eine noch intensivere „Holocaust-Erziehung“ könne als eine Art Präventivmittel gegen Rechtsextremismus, Intoleranz, Ausländerfeindlichkeit und vor allem gegen Antisemitismus eingesetzt werden. Aber um Empathie mit den Opfern des Holocaust zu ermöglichen, müssen oft erst Vorurteile bis hin zu antisemitischen Stereotypen aufgebrochen werden. Andernfalls kann „Holocaust-Erziehung“ kann Jugendliche zwar für die Gefahren des Antisemitismus sensibilisieren, aber nie dagegen „immunisieren“. Es hilft also wenig, mit Schülern, die direkt oder unterschwellig antijüdische Äußerungen von sich geben, eine weitere KZ-Gedenkstätte aufzusuchen, um den mörderischen Charakter des antisemitischen NS-Systems unter Beweis zu stellen. Diese Überlegungen werden bestätigt, wenn etwa ein Berliner Schüler, der im Rahmen einer Klassenfahrt eine KZ-Gedenkstätte sowie eine Synagoge in Polen besucht hat und daraus stereotypen Vorstellungen zum jüdischen Leben ableitet und bestätigt findet.

Umfragen der Anti-Defamation League 2002, 2004 und 2005 in neuen bzw. zwölf europäischen Ländern haben ergeben, dass 42 Prozent der Befragten der Meinung sind, Juden würden „immer noch zu viel über den Holocaust reden“. In Spanien, Deutschland, Österreich, Polen, Ungarn, Italien und in der Schweiz lag der Prozentsatz noch höher. Offenbar hat die mediale Präsenz des Themas nicht nur ein Übersättigungsgefühl ausgelöst, sondern auch den falschen Eindruck verstärkt, Juden würden ständig über ihr Schicksal reden. Die hohe Zustimmung ist aber auch Ausdruck einer Abwehr gegen die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und einer Schuldzuschreibung an die Juden, die dafür verantwortlich gemacht werden, dass der herbeigesehnte Schlussstrich unter die Vergangenheit nicht erfolgen kann. Wir müssen davon ausgehen, dass diese Haltung eines Mainstreams in den Gesellschaften von Jugendlichen geteilt wird.

Zu bedenken ist auch, dass beim Umgang mit dem Thema Antisemitismus (und das trifft auch auf das Thema Holocaust zu) nicht nur die unterschiedliche kulturelle und soziale Herkunft der Klassengemeinschaft zu einer Herausforderung für die Lehrer werden, sondern auch die eigene Einstellung zu Migration und die Wahrnehmung der sozialen Probleme der Migranten. Viele Lehrer haben Angst, benachteiligte Jugendliche noch weiter ins Abseits zu stellen, wenn sie ihnen den Gebrauch antisemitischer Stereotypen vorwerfen. Dies führt dazu, dass antisemitische Einstellungen oft eher verharmlost als konsequent thematisiert werden.

Bisher kam es in Deutschland noch kaum vor, was in einigen skandinavischen Ländern oder in Frankreich und den Niederlanden der Fall ist,



Giordano Bruno | ANNO 1548 - 1600

Wegen seiner theologischen (arianische Christologie, Ablehnung der Transsubstantiation) und kosmologischen (kopernikanisch!) Ansichten ab 1576 auf der Flucht durch ganz Europa. Lehrt an verschiedenen Universitäten (u. a. Genf, Paris, Wittenberg, Prag, Frankfurt). 1592 Rückkehr nach seiner Heimatstadt Venedig. Fällt in die Hände der Inquisition. Nach siebenjähriger Haft nicht zum Widerruf bereit; 1600 auf dem römischen Camps dei Fiori öffentlich verbrannt.



dass muslimische Schüler unter Protest den Raum verlassen, wenn das Thema Holocaust auf dem Programm steht. Aber auch Lehrer in Deutschland erleben zunehmend, dass antisemitische Klischees von muslimischen Schülern im Unterricht über den Holocaust geäußert werden. Zuweilen kommt es an diesem Punkt sogar zu „Verbrüderungen“ zwischen rechtsextrem eingestellten Jugendlichen und solchen muslimischer Herkunft.

2. Antisemitismus als Spielart des Rassismus und der Fremdenfeindlichkeit?

Vom Appell der OSCE-Konferenz fühlten sich oft Menschenrechts- und Antirassismus-Initiativen angesprochen, die Erfahrungen in ihrem Arbeitsfeld nun auf den Antisemitismus als Spielart von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit im Rahmen der Menschenrechts- und Antirassismuspädagogik anzuwenden. Programme dieser Art eignen sich jedoch unserer Meinung nach nur bedingt zur Erklärung und Bekämpfung des Antisemitismus. Zwar ist Rassismus auch Teil des Antisemitismus oder kann es sein, aber das spezifische Phänomen, die Besonderheit der Funktion des Antisemitismus als Jahrhunderte altes „bewegliches Vorurteil“ wird so nicht erfasst.

Weltverschwörungstheorien, Holocaustleugnung, Antizionismus und Ausgrenzung von Juden als vermeintlich Verantwortliche für die israelische Politik sind Elemente eines Stereotypenkatalogs, die nicht mit der Diskriminierung von Minderheiten im allgemeinen gleichgesetzt werden können.

Obgleich die religiös bedingte Judenfeindschaft keineswegs aus dem Repertoire antisemitischer Stereotypen gestrichen ist und Rechtsextreme in ihrem Hass gegen die Juden rassistische Vorbilder benutzen, richten sich gewalttätige Übergriffe auf Juden und jüdische Einrichtungen in Europa heute häufig gegen die jüdische Minderheit stellvertretend für Israel.

Sieht man vom rechtsextremen politischen Spektrum ab, werden Juden heute nicht aus rassistischen Gründen oder wegen ihrer Religion beargwöhnt. Traditionelle antisemitische Konnotationen haben sich insofern grundlegend geändert, als statt „der Juden“ nun der „Zionismus“ bzw. „Israel“ getreten sind. Aus dem früheren „teuflichen Juden“ wird der „teufliche Staat Israel“. „Jude“ wird oft durch „Zionist“ ersetzt und eine weltweite „zionistische Verschwörung“ herbeigeredet.

Die Antirassismuspädagogik reicht folglich nicht aus, diesen Vorurteilen beizukommen.

3. Auseinandersetzung mit dem Internet

Gerade für Jugendliche ist die Welt der Medien, am wichtigsten das Internet, zentrales Mittel zur Informationsbeschaffung, Spiel und Kommunikation. Die Brisanz dieses Mediums auch hinsichtlich der Verbreitung antisemitischer und israel-feindlicher Botschaften und Bilder scheint bisher noch wenig bewusst zu sein. Auch im Bezug auf den Nationalsozialismus und den Holocaust ist die Gefahr groß, dass die Jugendlichen so Seiten finden, die die Leugnung oder Verharmlosung des Völkermords an den Juden als vermeintlich gesichertes Wissen präsentieren. Zuweilen empfehlen Lehrer das Internet als eine Art Nachschlagewerk bzw. Informationsquelle für Referate, ohne dass die Schüler eine Einführung in die Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren der Nutzung dieses Mittels erhielten.

Nicht zuletzt deshalb spielt die Lehrerfortbildung im Berliner Projekt „Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus“ eine zentrale Rolle. Wichtig ist es dabei, Lehrern einen Einblick in die Internet-Vernetzung verschiedener politischer Richtungen zu vermitteln, die Holocaust-Leugnung, antisemitische Verschwörungstheorien und eine auf antisemitische Stereotypen basierende Israelkritik verbinden.

Dazu gehört aber auch, dass sich Lehrer selbst mit antisemitisch konnotierten Texten und Bildern - seien sie unterschwellig oder eindeutig - konfrontieren und ihre eigene Sicht hinterfragen und reflektieren. Nicht zuletzt kommt es darauf an, Anleitungen für eine kritische Auseinandersetzung mit antisemitischen Bildern und Texten und das erforderliche Wissen zu vermitteln.

II. Bestandteile des Projekts

1. Lehrerfortbildung

1. Unter dem Titel „Demokratie stärken - Pädagogische Strategien zur Auseinandersetzung mit dem Themengebiet Antisemitismus“ begann im Februar 2005 in Kooperation mit der Friedrich Ebert Stiftung (FES) in Berlin eine Fortbildungsreihe, an der rund 60 Lehrer aller Schularten monatlich einen Tag teilnehmen. Das Programm gliedert sich in neun Themenblöcke, zu denen vormittags ein Expertenreferat zur Einführung ins Thema gehört, während die Lehrer an den Nachmittagen in interaktiven Workshops, angeleitet von Gruppen wie etwa der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KigA), Anregungen zur Umsetzung im Unterricht erhielten. Im Dezember 2005 wird diese Fortbildungsreihe im Rahmen einer gemeinsamen Fachtagung der beteiligten Lehrer und verschiedener Experten ausgewertet.

Themenfelder der Lehrerfortbildung

1. Was ist Antisemitismus? Überblick über seine verschiedenen Formen
2. Der sekundäre Antisemitismus bzw. Antisemitismus nach Auschwitz
3. Antisemitismus in den Zuwanderergesellschaften
4. Die Gründung des Staates Israelkritik und der Nahostkonflikt
5. Antisemitismus im World Wide Web: Verschwörungstheorien und Holocaustleugnung
6. Neue Unterrichtskonzepte gegen Antisemitismus zur Diskussion gestellt
7. Antisemitische Einstellungen unter Schülern und Jugendlichen/Argumentationstraining
8. Die Darstellung von Juden in Schulbüchern und -Lektüren. Aufklärung oder Reproduktion von Klischees
9. Zivilcourage lernen im Umgang mit Antisemitismus
10. Abschluss: Gemeinsame Fachtagung - Pädagogische Strategien gegen Antisemitismus

2. Youth Leader Training

Zu Beginn der Projektplanung stand das Youth Leadership Program (YLP), ein 1981 vom AJC für Schulprojekte in den USA entwickeltes Konzept, das die Arbeit mit Jugendlichen an Schulen außerhalb des regulären Unterrichts vorsieht, im Mittelpunkt. Dieses Programm bedeutet, dass interessierte Schüler auf freiwilliger Basis in kleinen Gruppen üben, wie sie ihre schulische Umgebung durch informiertes und couragiertes Auftreten gegen Vorurteile positiv beeinflussen können. Durch interaktive Treffen, offene Diskussionen und andere Aktivitäten sollen Schüler darin gestärkt werden, sowohl ihre eigene Kultur als auch die anderer zu verstehen und zu respektieren. Sie machen sich in einer multi-kulturellen Schulgemeinschaft für Toleranz und gegen Vorurteile stark und haben Vorbildfunktion.

Auf das Antisemitismus-Projekt übertragen lautet das Ziel, Jugendliche zu befähigen, sich argumentativ mit antisemitischen Äußerungen und Erscheinungsformen in der eigenen Umgebung auseinander zu setzen und ihnen entgegen zu treten. Sie sollen sensibilisiert werden, auch subtilere Formen von Judenfeindschaft zu identifizieren und den Antisemitismus als Form einer monokausalen Weltanschauung zu erkennen. Eine wichtige Voraussetzung ist die Einsicht, dass es nicht „die Juden“ gibt, sondern eine Vielfalt jüdischen

Lebens, wie an vielen historischen und aktuellen Beispielen zu sehen ist. Am wichtigsten sind persönliche Begegnungen und Gespräche mit Mitgliedern der jüdischen Gemeinde bzw. der Zentralen Wohlfahrtsstelle, des jüdischen Studentenverbandes, Mitgliedern jüdischer Gemeinden in den USA, aber auch mit jungen Leuten, die in den USA und Israel bei Aktion Sühnezeichen gearbeitet haben und ihre Erfahrungen weiter geben können.

Die Auswahl der beteiligten Schulen, vier in Berlin und eine in Potsdam, wurde durch das Berliner Landesinstitut für Schule und Medien (LISUM) getroffen. Das Kriterium war hier weniger die Repräsentativität, als vielmehr die bereits in anderen Zusammenhängen bewährte Kooperation dieser Schulen in anderen Projekten, was in diesem Fall von besonderer Bedeutung ist. Die Schultypen variieren von der Hauptschule bis hin zur Gesamtschule mit Gymnasialer Oberstufe. Eine Sozialpädagogin mit Erfahrung in der Antirassismusbildung und eine ausgebildete Religionspädagogin, die nun am ZfA über ein einschlägiges Thema promoviert, arbeiten auf dieser Basis meist einmal wöchentlich in Gruppen von 4-7 Schülerinnen pro Schule. Um den Austausch mit den Youth Leader der anderen Schulen und ein Gruppengefühl zu ermöglichen, finden einmal monatlich Regionaltreffen statt.

Die Youth Leader sind im Alter von 14 bis 19 Jahren. Entsprechend unterschiedlich sind ihre Interessen und Vorkenntnisse. Insgesamt sind Mädchen und Jungen gleich stark vertreten. Nur an einer Schule haben einige der beteiligten SchülerInnen einen Migrationshintergrund und sind muslimischen Glaubens. Wichtigstes Prinzip im Youth Leader Training als Teil des Gesamtprojekts ist aktives Lernen, d.h. die Jugendlichen sind aufgefordert, ihren Lernprozess mitzugestalten. Sie lernen im YLP nicht in erster Linie aus Büchern, sondern in der direkten Kommunikation und Interaktion mit Experten und Betroffenen. Es geht hier nicht in erster Linie um Zeitzeugen der nationalsozialistischen Judenverfolgung und des Holocaust, sondern um Vertreter jüngerer Generationen von Juden, die in Deutschland bzw. Berlin leben. Dies soll nicht heißen, dass Holocaustüberlebende als Gesprächspartner hier überhaupt nicht in Frage kommen. Es soll nur ein häufig einsetzender Automatismus durchbrochen werden, wenn es um die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus geht.

Um ein Stimmungsbild zu bekommen, fanden Gespräche mit Lehrerinnen und Lehrern über das geplante Projekt statt. Die Frage, ob es an ihrer Schule antisemitische Vorfälle oder Äußerungen gebe, verneinten die Lehrer fast durchweg. In den Gesprächen der Teamerinnen mit den Jugendlichen ergab sich aber ein genaueres Bild. Auf die Frage nach gängigen Schimpfwörtern an der Schule erfuhren sie, dass die Ausdrücke „Du Jude“ bzw. „Du Opfer“ verbreitet sind. An einer der Schulen etwa wurde ein Youth Leader von einem anderen Schüler als „Du Jude“ bezeichnet und geärgert. Darauf folgte ein Gespräch mit dem Schüler und seinen Eltern.

Weitere Schimpfwörter sind eher rassistischer und diskriminierender Art wie „Nigger“, „Zecke“, „Schwuler“. Die Jugendlichen äußerten, dass dies sehr gebräuchlich, aber nicht „böse gemeint“ sei.

Auf die Frage, welche Bilder die Jugendlichen von Juden hätten, zeigte sich, dass sie sehr wohl Stereotypen verinnerlicht hatten. So fielen etwa folgende Äußerungen: „Juden haben alle Geld und sind reich. Das sagt meine Tante“, (in anderen Fällen die Familie). Im Geschichtsunterricht vertraten einige die Meinung, dass „Juden die Welt in der Hand“ hätten, oder sie äußerten sich allgemein über Politik, „das sind die Juden“. Auffallend ist daher einerseits die Nichtwahrnehmung bei Lehrern, andererseits aber die im Gespräch mit den Jugendlichen wahrnehmbare Tendenz zu latentem Antisemitismus. Allerdings zeigte sich, dass der Begriff „Antisemitismus“ als Judenfeindschaft bei den Jugendlichen nicht bekannt war und sie sich dieses Phänomens kaum bewusst waren.

3. Unterricht im Wahlpflichtbereich der 9. Klassen

Das Projektteam war sich bewusst, dass die Arbeit mit einer kleinen Gruppe von Schülern auf freiwilliger Basis außerhalb des Unterrichts zwar besonders wünschenswert, aber möglicherweise zu wenig stabil und nicht langfristig genug angelegt werden kann. Es gelang, die Schulleiter der Projektschulen dafür zu gewinnen, im Wahlpflichtbereich Geschichte der 9. Klassen das Thema „Antisemitismus“ für das Schuljahr 2005/2006 anzubieten. Natürlich ergibt sich dadurch eine neue Situation, da für den Unterricht eine Benotung auf der Grundlage eines messbaren Lernerfolgs erforderlich ist. Dies stellte sowohl die betroffenen Lehrer als auch das Pro-

Galileo Galilei | ANNO 1564 - 1642

Als Physiker Entdecker mathematischer Naturgesetzmäßigkeiten. In der Astronomie Überwindung des geozentrischen Weltbildes und Bestätigung der kopernikanischen Erkenntnisse. 1616 angesichts drohender Inquisition Widerruf der Sätze, dass die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei und die Erde sich um die Sonne drehe, als der Heiligen Schrift widersprechend.

jektteam vor die Herausforderung, in relativ kurzer Zeit ein Kompendium von Materialien für den Unterricht bereitzustellen. Und es macht umso deutlicher, wie wichtig die längerfristige Entwicklung geeigneter didaktischer und methodischer Ansätze und die Bereitstellung des entsprechenden Materials ist.

Geht es um die Begriffsklärung des Antisemitismus als „Judenhass“, stellt sich heraus, dass die meisten der befragten Jugendlichen im Alter von 14 bis 16 Jahren keine genaueren Vorstellungen haben, wer überhaupt Juden sind und was Judentum bedeutet. Kenntnisse, wie viele Juden heute in Deutschland leben, das Wissen über die Situation von Juden in Deutschland und anderen Ländern, über jüdische Geschichte und Religion sind eher dürftig und oft von Stereotypen geprägt. Selten sind Jugendlichen jüdische Menschen persönlich bekannt. „Juden“ nehmen sie allenfalls summarisch als Opfer des Holocaust wahr.

Dies war der Grund, weshalb es sinnvoll erschien, in einem ersten größeren Komplex einen Einblick in die Vielfalt jüdischen Lebens zu geben und Kenntnisse zur sozialen Wirklichkeit von Juden in Deutschland heute zu vermitteln, um einseitige Bilder hinterfragen zu können. Erste Irritationen ergaben sich, als eine Lehrerin dieses Vorhaben zum Anlass nahm, ausgiebig Details jüdischer Bräuche und religiöser Riten zu vermitteln, um Judentum zu erklären. Zwar sollten auch elementare religiöse Grundsätze und jüdische Traditionen vermittelt werden, aber auch das Wissen, dass es Juden gibt, die sich nicht über die Religion definieren. Ob sich die Beschäftigung mit jüdischem Leben als Einstieg zur Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus tatsächlich eignet, wird das Projektteam vor allem im Zusammenhang mit der Entwicklung der geplanten CD ROM weiter beschäftigen. In der Antisemitismusforschung ist eine wichtige Prämisse, das Phänomen Antisemitismus als Problem der Mehrheitsgesellschaft zu erforschen und darzustellen, nicht als Resultat aus der jüdischen Geschichte.

Ziele

- Die Jugendlichen erfahren jüdische Geschichte nicht als fremdes, abgegrenztes Gebiet, sondern als integralen Teil der deutschen und europäischen Geschichte. Jüdische Geschichte wird nicht auf die Geschichte des Holocaust reduziert.

- Die Schüler reflektieren ihr eigenes Verhältnis zur Geschichte und erkennen allgemein verbreitete Formen der Erinnerungsabwehr und Motive des sekundären Antisemitismus.

- Die Jugendlichen stellen Fragen und eignen sich Grundwissen an zur Entstehung und Geschichte Israels als jüdischem Staat und zur Genese und Entwicklung des Nahostkonflikts.

-

- Sie entwickeln die Fähigkeit, Konfliktlagen ohne einseitige antiisraelische Schuldzuweisung differenziert einzuschätzen, und lernen, wie man über die Situation Israels, die Lage der Palästinenser und den israelisch-palästinensischen Konflikt diskutieren kann. Die kritische Beschäftigung mit der Nahost-Berichterstattung hilft dabei, Schwarz-Weiß-Darstellungen zu erkennen.

4. CD ROM zur Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus

Eine wichtige didaktische Entscheidung bei der Entwicklung einer CD ROM über Antisemitismus ist, inwieweit man in historischen Längsschnitten vorgeht und aus der Antike bzw. dem Mittelalter antijüdische Legenden, Vorurteile und Stereotypen herleitet und sie über die Jahrhunderte in die heutige Zeit führt, oder ob man - ausgehend von aktuellen Erscheinungen - die Langlebigkeit einzelner Versatzstücke exemplarisch zurückverfolgt und ihre gegenwärtige und vergangene Instrumentalisierung durchschaubar macht. Nicht geklärt ist bisher, in welchem Umfang auf jüdische Geschichte und jüdisches Leben Bezug genommen bzw. eine eigene Sequenz entwickelt wird. Wichtiges Ziel ist es, deutlich zu machen, dass bezüglich des Antisemitismus ein Wandel der Kontexte und Bezugspunkte zu verzeichnen ist, die über den als „klassisch“ bezeichneten Antisemitismus hinausgehen. Die Vergangenheit des Nationalsozialismus und des Holocaust spielt zwar nach wie vor eine Rolle, im Mittelpunkt aber steht die Frage des Nahostkonflikts und seiner Wahrnehmung und Deutung. Es geht um die Legitimität Israels als politischer Form jüdischer Souveränität.

Die Kontroversen um den Nahostkonflikt gehen oft mit vorschnellen und vordergründigen Schuldzuweisungen an Israel einher. Um die Diskussion darüber angemessen führen zu können, bedarf es einer tieferen Kenntnis der Konfliktlage. Die Entstehung und Geschichte des Staates Israel und der Genese des Nahostkonflikts, Begriffsklärungen wie „Zionismus“ und „Antizio-

nismus“ sind von besonderer Bedeutung. Daran schließen sich Überlegungen an, inwieweit Diskurse über die Problematik durch den Konflikt selbst geprägt und sachlich gerechtfertigt sind. Es wird zu fragen sein, in welchen Fällen der israelisch-palästinensische Konflikt nur Anlass ist, traditionelle antisemitische Einstellungen und Weltbilder unter dem Vorwand der Kritik an Israel zu vertreten.

Ein wichtiger Themenbaustein bezieht sich auf die verbreitete Vorstellung von der jüdischen Weltverschwörung, nach der Juden - sei es mittels Finanz- oder Medienmacht, das Weltgeschehen kontrollierten, sei es über verdeckten politischen Einfluss vor allem auf die USA, aber auch auf europäische Länder -. Dabei spielen religiöse, wirtschaftliche, politische, kulturelle und soziale Gründe in ihren vielen Facetten eine Rolle. Gerüchte und Legenden finden vor allem mit Hilfe des Internet weltweit Verbreitung und erreichen via Satellitenfernsehen auch die muslimischen Gemeinschaften in Europa. Im Rekurs auf alte antisemitische Verschwörungstheorien werden im Zuge aktueller Ereignisse neue Hirngespinnste verbreitet, die nicht nur im rechtsextremen Lager eine Rolle spielen, sondern auch von Teilen der Jugendlichen arabischer oder nordafrikanischer und inzwischen auch türkischer Herkunft in Europa rezipiert werden. Konstrukte dieser Art finden sich aber etwa bei einem Teil der Globalisierungsgegner. Damit wird der traditionelle Antisemitismus in eine neue Form übersetzt, die heute in Europa bis hinein in den politischen Mainstream benutzt wird. Die CD ROM entwickelt Material zur kritischen und interaktiven Auseinandersetzung mit diesen Phänomenen. Sie soll Lehrern und Schülern dienen, geeignet sein für die Arbeit im Unterricht aber auch zum selbstständigen Lernen außerhalb der Schule. Sie soll Ende 2006/Anfang 2007 fertig sein.

Dr. Beate Kosmala, geb. 1949, Studium der Geschichte und Germanistik in Heidelberg, Gymnasiallehrerin bis 1992, danach Promotion über Juden und Deutsche in Polen, seit 1997 wiss. Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, Forschungsschwerpunkte zu Polen sowie "Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland", Mitarbeit am Projekt "Fitmachen für Demokratie und Toleranz - Jugendliche setzen sich mit dem Antisemitismus auseinander". Seit 2005 Mitarbeiterin an der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.



„Wie **MUTIG** MAN ist, weiß man immer erst nachher“

Tatort Alltag, U-Bahn Frankfurt am Main, an einem späten Vormittag im Januar.

Zwei Skins mit Springerstiefeln und Bomberjacken steigen in einen Zug und pöbeln sofort los.



Erst gegen die Passagiere des spärlich gefüllten U-Bahnwaggons: „Hat einer von Euch Feuer?“. Ein zaghaftes, „hier wird nicht geraucht“, setzt sich nicht durch, die Menschen gucken weg und hoffen auf die nächste Station. Dann entdecken die Skins einen ängstlich in einer Ecke sitzenden Schwarzen. „He Nigger, hast Du Feuer?“. Als der Mann nicht reagiert und aus seiner Ecke auch nicht mehr entkommen kann, verlangen die Skins, er solle ihre schwarzen Springerstiefel lecken: „Sind schwarz wie Du, leckst Du“. Die Szene wird immer bedrohlicher und die Passagiere des U-Bahnzugs sind immer ängstlicher. Sie sehen betreten unter sich, aber verfolgen die Szene doch verstohlen aus den Augenwinkeln. Auch ein freundlicher Herr mit runder Hornbrille lugt aus sicherer Entfernung hinter anderen Fahrgästen hervor. Als die Skins ihn entdecken, lächelt er ebenso verlegen wie verzagt zurück, geht wieder in Deckung, nur nicht auffallen, so tun, als sei es völlig normal, wenn zwei Skins die Passagiere eines ganzen U-Bahn-Waggons in Geiselhaft nehmen. Außerdem: die rettende Haltestelle ist nicht mehr fern. Einige Passagiere verlassen unauffällig, aber zügig den Zug, keinen Blick zurück, nur raus. Auch der Mann mit Hornbrille will sich erheben, bleibt dann aber doch sitzen. Hilflos, ratlos, wehrlos. Jetzt sieht er aus, als nahe sein letztes Stündchen.

„Ich fühlte vor allem mit dem Schwarzen und war auch mit meiner Betroffenheit in Bewegung ... aber ich merkte, dass ich etwas hätte tun müssen“, sagt er später in das Mikrophon des Fernsehreporters Roberto Cappelluti. Schlagartig

Cornelius Jansen | ANNO 1585 - 1638

Jansen erstrebte eine Verinnerlichung der Frömmigkeit, eine strengere Moral in Abwehr der Kasuistik der Jesuiten und eine Stärkung der bischöflichen gegenüber der päpstlichen Gewalt. Seine Hauptgegner waren die Jesuiten und Richelieu.

war ihm bewusst geworden, dass er zwar alles über Zivilcourage gelernt hatte und wie man aufsteht und sich verhält, wenn anderen Unrecht geschieht, aber im entscheidenden Moment gekniffen, kläglich versagt hatte. Seine Scham war mit Händen zu greifen, aber auch seine Erleichterung, als er erfuhr, dass die Szene gestellt war, die Skins Schauspieler, der Schwarze ein Laiendarsteller aus Frankfurt waren und alles für das politische Fernsehmagazin des Hessischen Rundfunks: „Dienstag – Das starke Stück der Woche“ inszeniert worden war. „Mut und Wut gegen Gewalt“ war das Thema und die Szenerie in der Frankfurter U-Bahn ein Experiment am lebenden Zeitgenossen.

Ausgelöst hatte die Idee ein echter, grausiger Vorfall, der sich wenige Wochen zuvor in Brandenburg abgespielt hatte. Am helllichten Tage war Martin A. aus Ghana, unterwegs in der S-Bahn, von Skinheads erst angepöbelt und dann tödlich angegriffen worden. In dem S-Bahnabteil sollen sich eine Vielzahl von weiteren Fahrgästen befunden haben, die aber alle weggesehen und keinen Finger gerührt haben sollen. Erst am nächsten Morgen fand man Martin A. auf den Bahngleisen in der Nähe des S-Bahnhofes Hohen Neuendorf. Er war stark unterkühlt, wies zahllose Stichverletzungen auf, sein linker Unterschenkel war zertrümmert und musste wenig später amputiert werden. Die Täter übrigens konnten nie ermittelt werden. Das Verfahren gegen Unbekannt wurde eingestellt. Ein Verfahren wegen unterlassener Hilfeleistung gegen die mitreisenden Passagiere wurde erst gar nicht eingeleitet.

Es war die Zeit, als solche Vorfälle noch in die Schlagzeilen kamen, als sich Initiativen gegen Gewalt gründeten, als Gesicht zeigen angesagt war. Die Zeit, als der Bundeskanzler den „Aufstand der Anständigen“ ausrief und selbst an dessen Spitze setzte.

Hätte das auch bei uns passieren können, war die bange Frage, die sich Roberto Cappelluti und sein Kollege Leopold Schuerack stellten. Sie beschlossen, einen ähnlichen Fall in Frankfurt nachzustellen und mit einer versteckten Kamera zu beobachten. In mehrfacher Hinsicht kein ganz einfaches Unterfangen und leichter gedacht als umgesetzt. Darf man überhaupt eine Straftat im öffentlichen Raum nachstellen? Was passiert, wenn das Experiment außer Kontrolle gerät und unbeherrschbar wird? Was passiert, wenn sich die Frankfurter ähnlich passiv verhalten wie die Menschen in der Berliner S-Bahn? Und: werden die Frankfurter Verkehrsbetriebe mitspielen bei dem Versuch herauszufinden, wie mutig der Mensch eigentlich ist in einer Situation, die die meisten nur aus den Medien kennen und nicht aus eigenem Erleben?

Nach eingehenden Prüfungen und Beratungen willigte die Stadt ein und so konnte nun in einem Straßenbahndepot ein U-Bahnwaggon der Linie U4 mit zwei Kameras in einem leeren und verspiegelten Führerstand sorgfältig präpariert werden. Sie sollten den gesamten Wagen erfassen können, während eine dritte Kamera, auch sie nicht offen, von einem Kameramann mitgeführt wurde, um die Reaktion nach dem Experiment zeitnah aufnehmen zu können. Außerdem war der gesamte Waggon mit kleinen Mikrofonen verkabelt. Dieses rollende Studio sollte dann als zusätzlicher Waggon an die Linie U4 angekoppelt werden. Handzettel wurden gedruckt, um jeweils nach einem Test den Menschen möglichst rasch Entwarnung geben zu können.

Aber plötzlich gab es neue Probleme von ganz anderer Seite, die sich erst ergaben, als die Szene zunächst im Schutz eines klimatisierten Fernsehstudios geprobt wurde. Cappelluti und Schuerack hatten zwei Komparsen engagiert, die gerade als Neonazis in einem Fernsehfilm engagiert waren, was den Vorteil hatte, dass sie nicht nur die Kostüme mitbringen konnten, sondern auch schon den typischen rechtsradikalen Haarschnitt hatten, unten kurz und oben lang. Perfekt eigentlich, wenn sie denn auch bereit gewesen wären, die vorgesehenen Dialoge zu sprechen. Insbesondere „Das ist ja nur ein Neger“ wollte ihnen nicht über die Lippen, ebenso wenig „Du schwule Sau, halt's Maul“, mit dem sie die Situation in der U-Bahn simulieren sollten. Sie mussten es regelrecht lernen und auch, wie sie mit einer so realen Inszenierung umzugehen hatten. Anders als in einem Fernsehfilm oder auf der Bühne, kannten sie die anderen „Mitspieler“ und deren Reaktion nicht, wussten nicht, wann aus einem Spiel bitterer Ernst werden würde. Man einigte sich schließlich auf nonverbale Signale, Handzeichen, Blicke, Gesten, wann der Spuk abubrechen sei. Ein sinnvolles Training, wie sich sehr bald herausstellen sollte.

Neun Versuche würde es geben, darauf einigte sich die Redaktion mit den Verantwortlichen der Stadtwerke und natürlich sollte, um das Experiment nicht zu gefährden, das Ganze außerhalb der Rushhour über die Bühne gehen. Jetzt musste sich zeigen, ob Zivilcourage nur eine Schönwettertugend ist und gut für Podiumsdiskussionen, oder ob sie im rauen Alltag einer Großstadt, zumal in Frankfurt mit seinem überdurchschnittlich hohen Ausländeranteil, bestehen konnte.

Also ließ das Team um Roberto Cappelluti immer wieder zwei grölende und pöbelnde Skins auf die Menschheit los, insbesondere auf Ali, den jungen Laiendarsteller aus Mali, mit dem verabredet

war, dass er weder um Hilfe schreien, noch sich irgendwie wehren sollte. Immer wieder die gleiche Inszenierung, immer wieder das gleiche Risiko, dass das Schauspiel aus dem Ruder laufen oder die ahnungslosen Fahrgäste nur kuschen, wegschauen und sich ducken würden. Der Ausgang dieses Testes war völlig offen und hat alle Beteiligten am Ende sehr verblüfft. Alle Befürchtungen, das Ergebnis werde so erschütternd sein, dass man es lieber unter Verschluss hält, erwiesen sich als falsch. Ein Beitrag als Ersatzprogramm war vorbereitet, konnte dann aber gestrichen werden. Nicht ein einziges Mal konnten die Skins den Schwarzen länger als ein paar Minuten provozieren, bis jemand dazwischen ging. Sicher, die meisten Fahrgäste verhielten sich passiv, zuckten mit den Achseln, verdrückten sich, aber immer fand sich einer oder eine, mutig genug, „Halt“ zu rufen und einzuschreiten: in der Mehrzahl waren es Frauen oder ausländische Männer. Viele, insbesondere männliche deutsche Fahrgäste suchten elegant und möglichst unauffällig das Weite, einer zog noch im Vorbeigehen die Notbremse, während den mutigen Frauen noch die Knie zitterten und sie sich selbst ein bisschen wunderten über die eigene Courage. Sie waren es, die den wohlfeilen Rufen nach der selbstbewussten Verteidigung des öffentlichen Raumes Tat folgen ließen. Frauen, wie jene junge Frankfurterin, die spontan die Szene klärt, nachdem ein Mann, kaum vernehmbar, die Skins darum bat, den Schwarzen doch bitte in Ruhe zu lassen, um sich dann panisch in den hinteren Teil des Waggons zu retten. Die junge Frau steht auf, geht zu den Skins und brüllt sie an, laut und so, dass alle mithören müssen und keiner sagen kann, er habe nichts bemerkt. „Ihr seid doch wohl nicht ganz dicht und echt total kaputt“. Dabei zeigt sie ihnen einen Vogel und schleudert ihnen noch ein „Ihr seid doch bloß ein Stück Scheiße“ hinterher. Erst dann rafften sich männliche Fahrgäste auf, ihr mannhaft Deckung zu geben. Später befragt, meinte die junge Frau, sie habe riesige Angst gehabt, aber sie habe gleichzeitig auf Hilfe gehofft.

Auch bei dem nächsten Versuch ist es wieder eine Frau, die dazwischen geht. „Das ist ja nur ein Neger“ ist noch kaum ausgesprochen, da zischt eine untersetzte, ältere Dame den Tätern entgegen, sie sollten sofort aufhören. Erst jetzt wird sie von eifrigen Männern umringt, die sofort die Muskeln spielen lassen und auf die schauspielnden Skins loszugehen wollen, was die energische Dame dann in guten Frankfurterisch („Dess muss jetzt ach net sein“) ebenfalls verhindert: Zivilcourage ist keine Klassenfrage.



„Ich habe gehofft, dass ich durch meine laute Rede etliche mobilisiere“, sagt auch sie anschließend in die Kamera von Roberto Cappelluti. „Erst hatte ich Angst, aber als dann die erste Reaktion der anderen kam, ging es mir wieder besser“, sagt sie mit noch zittriger Stimme. Bei den nächsten Versuchen, ähnliche Ergebnisse. Wirklich brenzlich wurde es nur ein einziges Mal: ein junger Türke nimmt, nachdem er mitbekommen hatte, was geschah, völlig gelassen und unaufgeregt neben den Skins Platz und zieht ein Messer, um dem bedrängten Schwarzen beizustehen. Gut gemeint, aber höchst gefährlich, bis Cappelluti dazwischen geht.

„Der Mut ist wie ein Regenschirm: wenn man ihn am dringendsten braucht, fehlt er einem“, wird der französische Schauspieler Fernandel gerne zitiert. Aber alle, die diesen Mut tatsächlich aufbrachten, haben instinktiv richtig gehandelt. Sie haben laut protestiert, sie haben die Tat, deren Augenzeuge sie wurde, sofort benannt und damit zweierlei bewirkt. Zum einen haben sie an-

dere Fahrgäste ermuntert und aufgefordert mitzumachen („gemeinsam sind wir stark“), zum anderen haben sie aber den Tätern auch die Möglichkeit gelassen, von ihrem Vorhaben abzulassen und das Gesicht zu wahren. Auch hysterisches Schreien hilft, sagen Gewaltfachleute, wie der Polizeikommissar Reinhard Kautz, der Seminare für Gewaltprävention anbietet: Schreien ist wie ein Schock für den Täter, er fühlt sich wie gelähmt. Hatte er bis eben die Kontrolle über die Situation inne, war er derjenige, der die Ahnungslosigkeit überfallartig ausnutzte, gerät die Lage durch einen Schrei, durch eine klare und direkte Ansprache für ihn außer Kontrolle. Der Schrei wirkt wie eine Waffe. Und noch eines haben alle Fahrgäste, die eingriffen und sich einmischten in der Frankfurter U-Bahn, richtig gemacht: schon die Vorspieltaten, wie es die Fachleute nennen, also die ersten Übergriffsversuche müssen unterbunden werden. Der Täter testet in diesem Moment nur aus, wie weit er gehen kann, was man ihm durchgehen lässt. Wer hier zögert, spornt den Täter an, fortzufahren.

Beim letzten Versuch, den Cappelluti und Schuwerack wagten, leerte sich plötzlich die U-Bahn so schlagartig, dass das Experiment drohte, ins Leere zu gehen. Ein Totalausfall der Zivilcourage. Ein Mann, auch er schon auf dem Sprung, gibt sich in letzter Minute einen Ruck und greift ein. Die wenigen anderen Fahrgäste folgen seinem Beispiel. Im Wohnzimmer sei er immer ganz mutig, aber wenn das dann live passiere, dann habe man nur panische Angst, es sei einfach so. Wäre er alleine gewesen, hätte er den Mut nicht aufgebracht.

Aber schon Marcuse sagte: „Wie mutig man ist, weiß man immer erst nachher“.

Dr. Georg M. Hafner, *Studium der Kunstgeschichte und Germanistik, Abteilungsleiter Fernsehen Politik und Gesellschaft beim Hessischen Rundfunk, Bayerischer Fernsehpreis 1990, Grimmepreis 2001, Prix Europa 2003, Premios Ondas 2003, zahlreiche Veröffentlichungen.*

Katharina Staritz | ANNO 1903 - 1953

Ev. Theologin, von der Gestapo verfolgt, von der Kirchenbehörde fallengelassen setzte sich in einem Rundschreiben für die Christen jüdischer Abstammung ein, wurde verhaftet und in Ravensbrück interniert.

Der Liebhaber

Sehr bald in meinem Leben war es zu spät. Mit achtzehn war es zu spät. Zwischen achtzehn und fünfundzwanzig nahm mein Gesicht eine unerwartete Richtung. Mit achtzehn bin ich gealtert. Ich weiß nicht, ob es allen so geht, ich habe nie gefragt. Mir ist, als hätte man schon von jenem Zeitschub erzählt, der einen manchmal überrascht, wenn man die jugendlichsten, die meist gefeierten Jahre des Lebens durchquert. Dieses Altern war jäh. Ich sah, wie es einen Gesichtszug nach dem anderen erfasste, wie es deren Beziehung untereinander veränderte, wie es die Augen größer machte, den Blick trauriger, den Mund bestimmter und in die Stirn tiefe Furchen grub. Statt darüber erschrocken zu sein, verfolgte ich dieses Altern meines Gesichts mit der gleichen Neugier, mit der ich mich zum Beispiel in ein Buch vertieft hätte. Ich wusste auch, es war keine Täuschung, es würde sich eines Tages verlangsamen und seinen normalen Lauf nehmen. Die Leute, die mich im Alter von siebzehn, während meiner Reise nach Frankreich, kannten, waren beeindruckt, als sie mich zwei Jahre später mit neunzehn wieder sahen. Dieses neue Gesicht habe ich behalten. Es war mein Gesicht. Selbstverständlich ist es weiter gealtert, doch weniger, als zu erwarten gewesen wäre. Ich habe ein von trockenen und tiefen Falten zerfurchtes Gesicht, mit welcher Haut. Es ist nicht erschlafft wie manche Gesichter mit feinen Zügen, es hat die Konturen bewahrt, doch sein Stoff ist zerstört. Ich habe ein zerstörtes Gesicht.



MARGUERITE DURAS

Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 1986, S. 7 – 9

Marguerite Duras, geboren 1914 in Giadinh (Südvietnam), 1931 Abitur in Saigon, 1935-1941 Sekretärin am Ministère des Colonies; 1947 Geburt des Sohnes; 1983 Auszeichnung des Grand Prix; 1989 Österreichischer Staatspreis für Europäische Literatur; 1996 in Paris verstorben.

Lisa Fittko | ANNO 1909 - 2005

Lisa Fittko wurde 1909 als Tochter eines jüdischen Intellektuellen in Ungarn geboren. Seit 1922 in Berlin lebend wurde sie 1933 beim Verteilen anti-nazistischer Flugblätter entdeckt, ging in die Illegalität und flüchtete 1938 ins unbesetzte Südfrankreich. Dort organisierte sie gemeinsam mit ihrem Mann Hans Fittko und in Zusammenarbeit mit dem amerikanischen "Emergency Rescue Committee" die Flucht über die Pyrenäen für zahlreiche politisch Verfolgte des Nazi-Regimes.

Zahlreiche Intellektuelle und Schriftsteller verdanken ihr auf diese Weise das Leben, so z.B. Heinrich und Golo Mann oder Franz Werfel. 1941 gelang ihr selbst die Flucht nach Kuba, von wo aus sie 1948 nach Amerika übersiedelte und sich später in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung engagierte. Im März 2005 starb sie in Chicago.

EDGAR KERET

Es gibt einen Ort, der heißt Chubeisa, nicht weit weg von Tel Aviv.
Man hat mir gesagt, dass die Leute dort schwarz angezogen und
immer und ewig glücklich sind.

Chubeisa

„Ich glaube nicht an dieses ganze Geschwätz“, sagte mein bester Freund zu mir, womit er eigentlich sagen wollte, dass er nicht glaubte, dass es glückliche Menschen gibt. Viele Menschen glauben das nicht. Also kletterte ich in den Autobus, der nach Chubeisa fährt, und hörte während der ganzen Strecke auf meinem Walkman Kriegslieder. Die Leute in Chubeisa sterben nie in Kriegen. Die Leute in Chubeisa gehen nicht zum Militär. Ich stieg am Hauptplatz aus dem Autobus aus. Die Leute von Chubeisa empfingen mich sehr nett. Aus der Nähe konnte ich ganz leicht feststellen, dass sie wirklich glücklich sind. Sie tanzen viel in Chubeisa und lesen dicke Bücher, und ich habe dort in Chubeisa an ihrer Seite getanzt und auch die dicken Bücher gelesen. Und ich habe ihre Kleider angezogen, dort in Chubeisa, und in ihren Betten geschlafen. Und ich habe ihre Speisen gegessen und ihre Babys geküsst, auf den Mund, dort in Chubeisa. Drei volle Wochen lang. Aber Glück ist nicht ansteckend.

Pizzeria Kamikaze / Der Busfahrer der Gott sein wollte
Sammlung Luchterhand, Literaturverlag München, 2002, S. 163



Das Israel-Bild der deutschen und internationalen Medien ist in hohem Maße auf den Nahostkonflikt bzw. die zugespitzte israelisch-palästinensische Konfrontation fokussiert.

ZiViLcourage

und Zivilgesellschaft in Israel

Im Mittelpunkt der Berichterstattung steht das Vokabular des Krieges und der Abgrenzung: Terror, Selbstmordattentat, Vergeltungsschlag, „gezielte Tötung“, Okkupation, Fremdherrschaft, Landraub, Mauerbau, Gewalteskalation, Hasspropaganda u. a. m. Zivilgesellschaftliche Aktivitäten werden dagegen weitaus seltener thematisiert, scheinen sie doch im Widerspruch zum Konflikt und zur militarisierten Gesellschaft zu stehen. Zivilcourage müsse sich – so die herkömmliche Meinung – in erster Linie in Auflehnung gegen das Agieren des militärischen Establishments artikulieren. Nachfolgende Überlegungen können und wollen den israelisch-palästinensischen Widerspruch mit seinen Weiterungen für die israelische Gesellschaft nicht ignorieren. An ausgewählten Beispielen sei vielmehr verdeutlicht, wie couragierte Gruppen und mutige Einzelpersonen den diesbezüglichen öffentlichen Diskurs beeinflussen und in die Politik eingreifen. Darüber hinaus sei aufgezeigt, dass neben der zentralen Konfliktachse zahlreiche weitere Problemfelder existieren, deren Bewältigung israelischen Bürgern in vielfältiger Hinsicht ziviles Engagement abfordert.

Zivilgesellschaft – Lackmustest und Herausforderung der israelischen Demokratie

Die israelische Gesellschaft hat während der letzten zwei Jahrzehnte einen deutlichen Transformationsprozess durchlaufen. Das Ende des Kalten Krieges, die Masseneinwanderung aus der Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten, Friedensprozess und zweite Intifada, aber auch Impulse aus internationalen Globalisierungstrends und Medienrevolution haben einen Wertewandel bewirkt, der den in der jüdischen Bevölkerungsgruppe lange gültigen nationalen Konsens aufbrach. Ein Ergebnis der Veränderungen bzw. eine Reaktion auf sie ist die Herausbildung zivilgesell-

schaftlicher Strukturen in bisher nicht gekanntem Ausmaß. Während 1982 lediglich 3.000 gemeinnützige Vereinigungen (Hebräisch: Amutot) existierten, waren Ende 2002 im israelischen Innenministerium 38.833 nichtstaatliche Organisationen, Vereine und Gesellschaften¹ eingetragen. Ihr Spektrum spiegelt die Verwandlung der Gesellschaft in ein Mosaik unterschiedlicher Identitäten und Interessen wider. Es folgt weitgehend den multiethnischen, religiös-kulturellen, weltanschaulich-politischen und sozio-ökonomischen Widerspruchsachsen des Landes bzw. den entsprechenden Herausforderungen an die israelische Gegenwart und Zukunft.

Wichtige Anliegen sind z. B. die Interessenvertretung nationaler bzw. ethnischer Gruppen (orientalische Juden, russische und äthiopische Neueinwanderer, palästinensische Staatsbürger u. a.), die Reflexion von Widersprüchen im Verhältnis von Staat und Religion, von säkularen und strenggläubigen Juden bzw. zwischen orthodoxem, konservativem und Reformjudentum, das israelisch-palästinensische Verhältnis, die Entwicklung von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, Fragen sozialer Fürsorge und Ratgebung, die Wahrung bzw. der Schutz von Menschen- und Bürgerrechten, Initiativen im Bildungs- und Kulturbereich, die Gender-Problematik oder Fragen des Umweltschutzes. Zivilgesellschaftliches Engagement richtet sich zunehmend auch auf Gebiete, die mit dem Niedergang des Wohlfahrtsstaates einen neuen Stellenwert erhielten – Hilfe für Bedürftige, Kultur- und Bildungsmaßnahmen, für die kein staatliches Budget zur Verfügung steht, u. a.

Zu den Besonderheiten Israels zählt, dass sich parallel zueinander zwei Zivilgesellschaften – eine jüdische und eine arabische – herausgebildet haben.² Wenngleich beide hinsichtlich ihres je-

weiligen Einzugsbereichs, ihrer Programmatik und ihrer inneren Struktur weitgehend getrennt voneinander wirken, entwickelten sich seit den neunziger Jahren doch erste Formen der Zusammenarbeit bzw. entstanden nicht wenige jüdisch-arabische Vereinigungen. Der Erfolg bzw. Misserfolg binationaler Aktivitäten war und ist freilich in hohem Maße an die Höhen und Tiefen des Friedensprozesses gebunden. So verbreiteten sich Ansätze für jüdisch-arabische Kooperation im Gefolge der Vereinbarungen von Oslo; während der zweiten Intifada fanden sie dagegen auf beiden Seiten nur geringe Resonanz.

Die beschleunigte Ausprägung zivilgesellschaftlicher Strukturen fördert die liberalen Züge und demokratischen Elemente in der Gesellschaft wie auch die Wahrnehmung von Menschen- und Bürgerrechten bzw. legitimer Gruppeninteressen. Zugleich lässt sich nicht übersehen, dass Tendenzen partikularistischer Interessenvertretung das Auseinanderdriften der Gesellschaft begünstigen bzw. die Wirksamkeit nationaler Klammern und gesamtstaatlicher bzw. parlamentarischer Mechanismen zu sprengen drohen. Die militanten Aktivitäten der Siedlerorganisationen und anderer religiös-nationalistischer Gruppierungen in Zusammenhang mit der Räumung des Gazastreifens im Sommer 2005 ließen beispielsweise in bisher nicht gekannter Intensität Fragen nach Zielsetzung, Rahmen und Grenzen zivilgesellschaftlicher Aktivität aufbrechen. Gesellschaftliches Engagement, das sich gegen Völker- und Menschenrechte, gegen übergeordnete Interessen der Nation oder gegen die demokratische Verfasstheit des Staates richtet, steht im Widerspruch zum – positiv besetzten – Begriff der Zivilcourage. Für letztere bietet die israelische Gesellschaft eindrucksvolle Zeugnisse, von denen drei Beispiele mit wenigen Strichen skizziert werden sollen:

Die „Vier Mütter“

Nicht selten werden individuelle Schicksale zum Ausgangspunkt für gesellschaftliches Engagement. Ein herausragendes Beispiel war in jüngster Vergangenheit die Initiativgruppe Arba emahot (Vier Mütter) – 1997 mit dem Ziel gegründet, die Öffentlichkeit für den Abzug der Armee aus dem Süden Libanons zu mobilisieren. Den Anstoß gab ein tragisches Geschehen. Beim Zusammenstoß zweier Armeehubschrauber, die sich im Februar 1997 auf dem Weg in die von Israel besetzte Sicherheitszone im Südlibanon befanden, starben 73 junge israelische Soldaten. Kurz danach demonstrierten vier Mütter, Rachel Ben-Dor, Miri Sela, Ronit Nachmias und Zahava Antavi, deren Söhne im Libanon ihren Wehrdienst ableisteten, an der Machanayim-Kreuzung unweit der libanesischen Grenze. Sie forderten die Regierung auf, das 1985 gegebene Versprechen, die israelische Armee vollständig aus dem Libanon abziehen, nunmehr – 12 Jahre später – einzulösen. Die vier Frauen waren in Kibbuzim im Norden Israels zu Hause. In den folgenden Wochen jedoch reisten sie immer wieder nach Tel Aviv, um vor dem Verteidigungsministerium Unterschriften für ihr Anliegen zu sammeln.

Die Initiative fiel auf fruchtbaren Boden. Innerhalb weniger Wochen trug die Petition der vier Mütter an den Ministerpräsidenten bereits 25.000 Unterschriften. Wiederholt fanden Demonstrationen an wichtigen Straßenkreuzungen statt. Der Abzug aus dem Libanon geriet dadurch erneut auf die Tagesordnung nationaler Politik. Ehud Barak, Spitzenkandidat der Arbeitspartei, kündigte im Wahlkampf 1998/99 an, er werde die israelischen Truppen innerhalb eines Jahres aus dem Südlibanon abziehen, sollte er zum Ministerpräsidenten gewählt werden. Ein knappes Jahr nach seinem Wahlsieg löste er das Versprechen ein. Die Organisation „Vier Mütter“ betrachtete damit ihr Anliegen als erfüllt und löste sich auf. Linda Ben-Zvi, Sprecherin der Gruppe, betonte, dass Beziehungen zu anderen Friedensorganisationen sehr wohl bestanden; dennoch hätten die Initiatorinnen stets die Spezifik ihres Engagements betont und es abgelehnt, sich anderen Initiativen anzuschließen.³

Zu Fuß von Mizpeh Ramon nach Jerusalem

Das Thermometer zeigte mehr als 30 Grad Celsius im Schatten, als Vicky Knafo, eine 43jährige Frau aus der Entwicklungsstadt Mizpeh Ramon im Negev, Anfang Juli 2003 in Turnschuhen und mit einer israelischen Fahne in der Hand zu Fuß nach Jerusalem aufbrach. Die allein erziehende Mutter dreier Kinder, halbtags in einem Kindergarten als Köchin beschäftigt, wollte mit ihrem 200-Kilometer-Marsch ein Gespräch mit Finanzminister Benjamin Netanjahu erzwingen. Zu einem Zeitpunkt, da die Medien primär über den israelisch-palästinensischen Konflikt berichteten und soziale Fragen in der öffentlichen Diskussion kaum eine Rolle spielten, gelang es ihr für einige Wochen, das gesellschaftliche Interesse auf die sich stetig verschlechternde Situation der Armen und Benachteiligten im Lande zu lenken.

Der Alleingang der Frau begann als Verzweiflungsakt. Bis dahin hatte Knafo mit ihrem minimalen Gehalt plus Unterhaltszahlungen ihres geschiedenen Ehemanns und staatlicher Unterstützung – einem monatlichen Familieneinkommen von 5.500 NIS (ca. 1.000 Euro) – am Rande des Existenzminimums leben können. Aufgrund des vom Finanzminister konzipierten und durch die Regierung beschlossenen Reformpakets wurde die Sozialhilfe nunmehr halbiert, d. h. Frau Knafo verfügte nur noch über 3.100 NIS (ca. 560 Euro) im Monat – eine Summe, mit der sie sich und ihre Kinder nicht mehr ernähren konnte. Wie das Amt für Statistik zu jenem Zeitpunkt mitteilte, hatte sich in Israel die Zahl der unter der Armutsgrenze lebenden Bürger von 1998 bis 2003 um 35 % erhöht. Fast ein Drittel der allein erziehenden Eltern lebte in Armut.

Bei ihrer Ankunft in Jerusalem wurde Vicky Knafo als Heldin gefeiert. Dutzende Frauen und Männer in ähnlicher sozialer Notlage hatten sich ihr unterwegs angeschlossen. Auf die flapsige Bemerkung des Finanzministers Netanjahu, wer zu Fuß vom Negev nach Jerusalem laufen könne, sei auch in der Lage zu arbeiten und benötige keine Sozialhilfe, antwortete Knafo mit Empörung. Sie drücke sich vor keiner Arbeit, könne jedoch in der Entwicklungsstadt Mizpeh Ramon keine besser bezahlte Beschäftigung fin-

den. Ihr und ihren Sympathisanten gehe es nicht um Almosen, sondern um würdige Lebensbedingungen.

Netanjahu sah sich gezwungen, die Frau zu einem unverbindlichen Gespräch zu empfangen, gab ihr und den anderen verarmten Bürgern jedoch keine Hoffnung auf Besserung. Ohne ein konkretes Ergebnis war Vicky Knafo andererseits nicht bereit, nach Hause zurückzukehren. Fast drei Monate harrete sie gemeinsam mit Gleichgesinnten in eilends im „Rosengarten“ vor den Toren des Finanzministeriums errichteten Zelten aus. Als keine Aussicht auf Erfolg mehr zu bestehen schien, begannen acht Frauen einen mehrtägigen Hungerstreik. Die Aufmerksamkeit der israelischen Öffentlichkeit jedoch hatte sich indessen bereits wieder dem Konflikt mit den Palästinensern zugewandt. Von nicht wenigen Politikern war zu hören, soziale Fragen könnten erst gelöst werden, wenn die Sicherheit des Landes nicht mehr gefährdet sei.

Vicky Knafos naiver Protestaktion war kein Sieg beschieden. Am Vorabend des jüdischen Neujahrsfestes packte die engagierte Frau ihre Sachen und fuhr mit ihren Kindern zurück nach Mizpeh Ramon. Sie wolle versuchen, ihren Kampf mit anderen Mitteln – beispielsweise durch Einsatz bei den bevorstehenden Munizipalwahlen – fortzusetzen.

In der Öffentlichkeit war Vicky Knafos Aufbegehren gegen das Establishment mit einer Mischung von Hoffnung und Skepsis verfolgt worden. Die israelische Tageszeitung Jedioth Aharonot schrieb z. B. am 15. Juli 2003, der Protestmarsch der allein erziehenden Mutter könne das Streichholz sein, mit dem das trockene Stroh in Flammen gesetzt werde. Wolle der Protest jedoch Erfolg haben, sei eine politische Bewegung erforderlich, die die Flamme am Leben erhalte. Diese Bewegung vermochte Knafo nicht ins Leben zu rufen. Die politisch unerfahrene Frau wehrte sich in der Folgezeit gegen Versuche etablierter Organisationen und Bewegungen, sie als Galionsfigur zu benutzen. Obwohl sie dabei Kompromisse einging, gelang ihr, was sie niemals beabsichtigt hatte: Der Name Vicky Knafo wurde zum Symbol für ziviles Engagement und machte gleicher-

Johann Ludwig Ewald | ANNO - 1822

Reformierter Theologe, 1805 als Professor „der protestantischen Moral- und Pastoraltheologie“ an die Universität Heidelberg berufen, 1807 Oberkirchenrat für das Schulwesen, 1822 gestorben. Setzt sich gegen den damaligen Zeitgeist und in heftiger Auseinandersetzung mit dem Heidelberger Professor Fries energisch und mit theologischen Argumenten für die tatsächliche, nicht nur formal-rechtliche Gleichstellung der Juden und für jüdische Erziehung ein, die in christlichen Schulen nicht gewährleistet sei.



maßen auf die sozialen Probleme der Gesellschaft aufmerksam. Zu Recht betonte Rachel Li'el, Generaldirektorin der zivilgesellschaftlichen Organisation Schatil, in einem Interview gegenüber der Tageszeitung Haaretz, der Protest der allein erziehenden Mütter und der Behinderten sei Teil der Auseinandersetzung um die Frage, welche Art von Gesellschaft Israel anstrebe.⁴

„Mister Television“

Ein völlig anderes Beispiel für Zivilcourage lieferte unlängst Chaim Yavin, seit 1968 Moderator der Abendnachrichten Mabat des staatlichen israelischen Fernsehens. Den aus Deutschland stammenden 72jährigen „Mister TV“ hatte das Fernsehpublikum stets als kühlen, zurückhaltenden und unparteiischen Sprecher wahrgenommen. Mit unbewegter Miene hatte er über Krieg und Frieden, über Selbstmordattentate und Vergeltungsschläge der Armee berichtet oder die Wahlergebnisse bekannt gegeben. Im Sommer 2005 löste sich Yavin mit seinem Dokumentarfilm „Land der Siedler – Tagebuch einer Reise“ von diesem Image. Seinen Worten zufolge war er an einem Punkt angelangt, an dem er die Rolle des neutralen Nachrichtensprechers nicht mehr ausfüllen könne und der Realität seines Heimatlandes ins Auge blicken müsse. Über zweieinhalb Jahre filmte er das tägliche Leben in der Westbank, sprach mit Siedlern, Soldaten und palästinensischen Zivilisten – mit Männern und Frauen, Alten und Jugendlichen. Das staatliche Fernsehen, sich der politischen Sprengkraft des

Dokumentarstreifens bewusst, lehnte es ab, ihn ins Programm aufzunehmen. Die fünfteilige Reportage lief daher beim privaten Konkurrenten auf Kanal 2, verfolgt von Hunderttausenden Israelis. Die sehr schnell aufbrechenden kontroversen öffentlichen Debatten enthielten viel Zustimmung, jedoch auch schrille Töne. Vertreter des Siedlerrates demonstrierten z. B. vor dem Sender und forderten die Entlassung des Nachrichtensprechers.

Die vorgestellte Dokumentation ist in der Tat beklemmend und aufrüttelnd: Palästinensische Arbeiter, Frauen und Kinder an israelischen Checkpoints, unter menschenunwürdigen Bedingungen stundenlang auf die Genehmigung zum Betreten einer der großen palästinensischen Städte wie Ramallah, Nablus oder Kalkilya wartend; Siedler, wie die Bürgermeisterin von Kedumim, Daniela Weiss, oder der unter Hausarrest stehende Aktivist der rechtsextremistischen Kahan-Partei, Noam Federmann, und seine Frau, die die ethnische Säuberung Palästinas, d. h. den Transfer der Palästinenser in die arabischen Nachbarstaaten, befürworten; das anormale Leben und der unbändige Araberhass der 500 gewaltbereiten Siedler von Hebron, einer der heiligen Städte des Judentums, zugleich Heimat von 150.000 Palästinensern; der Bau des israelischen Sicherheitszauns auf palästinensischem Boden; Siedlerproteste gegen die Räumung Gazas und einzelner Siedlungen in der nördlichen Westbank oder Aufrufe an die Armeeangehörigen zur Be-

fehlsverweigerung durch Rabbiner und Aktivistinnen der Organisation „Frauen in Grün“; Fanatismus und Trauer unter Israelis und Palästinensern. Zwei Tage nach der gezielten Tötung des Hamas-Führers Abdel Asis Rantisi im April 2004 geriet Yavin in eine – wie er es empfand – surrealistisch anmutende Situation in Hebron. Plötzlich befand er sich zwischen den Fronten und wurde mit Tränengas, Steinen und Schüssen konfrontiert. „Wenn so die Realität aussieht“, reflektierte er das Erlebnis, „dann sollte man künftig nur noch mit einem Visum nach Hebron einreisen können.“

Neben Siedlern und Soldaten zeigt der bekannte Moderator immer wieder auch das „andere“ Israel: Frauen der Organisation Machsom Watch, die als „Gewissen Israels“ an den Checkpoints stehen, um Schikanen der Soldaten zu verhindern; Ärzte aus Tel Aviv, Haifa und Jerusalem, die in einer palästinensischen Poliklinik Hunderte von Kranken versorgen; junge Israelis, die Säcke mit Mehl in palästinensische Dörfer bringen, damit es dort zu Brot verbacken werde. Yavin fragt sich und seine Zuschauer dennoch wiederholt: Wo ist die friedensbewegte israelische Linke der achtziger und neunziger Jahre geblieben? Und was ist aus unserem Zionismus geworden? Gleichzeitig ist sich der Fernsehjournalist der Tatsache bewusst, dass er mit dem Film politisch interessierten Israelis wenig Neues zeige. Er wolle auch keine Lösung des israelisch-palästinensischen Problems aufzeigen – wie etwa die Aktivi-

sten der Genfer Initiative. „Ich kann eigentlich nichts tun, um diese Situation zu verbessern. Ich kann sie nur dokumentieren, damit künftig niemand sagen kann, er habe nichts gesehen, nichts gehört, nichts gewusst.“

Zivilcourage – kein Einzelbeispiel

Positive Beispiele für Zivilcourage lassen sich in Israel in allen Bevölkerungsgruppen finden. Genannt sei Jizchak Frankenthal, ein religiöser Jude, dessen Sohn 1994 von Hamas-Aktivisten entführt und ermordet wurde und der daraufhin die Gruppe „Trauernde Eltern“ ins Leben rief. Sein Anliegen richtete sich darauf, Israelis und Palästinenser, die ihre nächsten Angehörigen durch den Konflikt verloren hatten, zusammenzubringen. „Beide Seiten müssen lernen, das Leid der anderen zu sehen und zu akzeptieren. Nur dann gibt es Hoffnung auf Frieden“, so Frankenthal während des Höhepunkts der zweiten Intifada im März 2001.⁵ Mutiges gesellschaftliches Engagement zeigten über viele Jahre die „Frauen in Schwarz“, die jeden Freitagvormittag in Jerusalem gegen die israelische Besatzungspolitik demonstrierten. Ziviler Mut lässt sich zudem in zahlreichen Einzelaktionen verorten, beispielsweise in der spontanen Hilfe israelischer Bürger – von Aktivisten der Gush Shalom-Organisation Uri Avnerys bis zu Professoren der Hebräischen Universität Jerusalem oder der Bar-Ilan Universität – bei der Olivenernte in den besetzten Gebieten im Winter 2004 oder beim Protest gegen den israelischen Mauerbau.

Wenn Zivilcourage als mutiges Verhalten definiert wird, mit dem eine Person oder eine Gruppe ohne Rücksicht auf persönliche Nachteile gegen Missstände und Fehlentwicklungen auftritt, sich damit nicht selten gegen den Mainstream in der Gesellschaft stellt und partielle Ausgrenzung in Kauf nimmt, so könnten für Israel viele Beispiele angeführt werden, die selten für Schlagzeilen sorgen, möglicherweise jedoch Langzeitwirkung haben. Verwiesen sei u. a. auf die Hilfeleistung der Organisation Hilel⁶, die seit 1991 jene Juden aus ultraorthodoxen Familien unterstützt, die aus der engen Welt der Charedim auszubrechen suchen, oder auf die Pioniertat ultraorthodoxer Frauen in Jerusalem, die mit der Ein-

richtung eines „Krisenzentrums für religiöse Frauen“ das Thema Gewalt in der Familie enttabuisieren und konkrete Hilfe anbieten.

In der arabischen Stadt Nazareth eröffnete im Mai 2005 der muslimische Palästinenser Khaled Kasab Mahamid das erste arabische Holocaust-Museum. Der Jurist verwies zur Begründung seines Engagements darauf, dass die am selben Tag in Yad Vashem unter internationaler Beteiligung eröffnete neue Ausstellung über die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden keine arabischsprachigen Schrifttafeln bzw. Erklärungen enthalte. Da der Holocaust jedoch universale Bedeutung besäße, dürfe er von arabischer Seite nicht länger ignoriert werden. Die in Israel lebenden Palästinenser sollten sich – so Mahamid – mit der Schoah als historischem Narrativ ihrer jüdischen Mitbürger vertraut machen. Die Privatinitiative blieb in Nazareth bislang ohne größere positive Reaktion. In der Stadt wurden sogar Boykottandrohungen gegen den Juristen laut. Außer seinen Klienten besucht kaum jemand das Museum.⁷

Dem Versuch der arabischen Familie Qa'adar aus Um El-Fahm war dagegen mehr Erfolg beschieden. Mit Hilfe des jüdischen Rechtsanwalts Uri Davis hatte sie unter Verweis auf den in der Unabhängigkeitserklärung von 1948 festgeschriebenen Grundsatz der sozialen und politischen Gleichberechtigung aller Bürger des Landes „ohne Unterschied der Religion, der Rasse oder des Geschlechtes“⁸ 1995 ein Haus in der Nähe der Stadt gelegenen Siedlung Katzir, die ausschließlich jüdischen Bürgern vorbehalten bleiben sollte, gekauft und bezogen. Gegen den Protest großer Teile der Öffentlichkeit entschied das Oberste Gericht in einem Grundsatzurteil am 8. März 2000, dass der Gleichheitsgrundsatz eingehalten werden müsse und der Wohnsitz der Familie in Katzir rechtmäßig sei.

Die genannten Beispiele sind wenige Mosaiksteinchen, die das gesamtgesellschaftliche Bild Israels nur bedingt modifizieren. Nicht selten freilich mündet die zivile Courage Einzelner in ein breiteres gesellschaftliches Engagement bzw. in die Gründung zivilgesellschaftlicher Organisationen. Deren Wirken und Akzeptanz stellt den Lackmustest für das Funktionieren der Demokratie dar. Nicht zuletzt angesichts der israelischen Spezifik – des seit Staatsgründung anhaltenden äußeren Konflikts, des 1948 beschlossenen und bis heute immer wieder verlängerten Ausnahmezustands, des Fehlens einer Verfassung mit klaren Aussagen über Charakter und Grenzen des Staates, des Spannungsverhältnisses von Religion und Politik, der praktischen Diskriminierung einzelner Bevölkerungsgruppen, insbesondere der arabischen Staatsbürger – kommt Einzel- und Gruppeninitiativen, die auf demokratische Veränderung und Rechtsgleichheit drängen, besondere Bedeutung zu. Entsprechende Diskussionen und Aktivitäten hinsichtlich individueller Bürgerrechte und Gruppeninteressen oder der Transparenz politischer Entscheidungen und öffentlicher Kontrolle wurden während der letzten zwei Jahrzehnte zum Bestandteil des politischen Lebens im Lande. Sie beinhalten die Hoffnung und Erwartung in eine weniger konfliktive, den Grundnormen der Demokratie stärker verpflichtete und die Menschenrechte allseitig verwirklichende Gesellschaft.

Dr. habil. Angelika Timm, *Studium der Hebraistik/Arabistik; Promotion 1976, Habilitation 1987, 1988-1998 Dozentin an der Humboldt-Universität Berlin (Geschichte und Politik Israels), 1999-2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte an der Freien Universität Berlin, seit 2002 DAAD-Dozentin an der Bar-Ilan-Universität Ramat Gan, Israel; Veröffentlichungen zu Geschichte und Politik Israels sowie zu deutsch-israelischen Beziehungen.*

¹ Yishai, Yael: *Civil Society in Israel* (Hebr.), Jerusalem 2003, S. 15.

² Vgl. Doron, Gideon: *Two Civil Societies and one State: Jews and Arabs in the State of Israel*. In: Norton, Augustus Richard (Hrsg.): *Civil Society in the Middle East*, Vol. II, Leiden/New York/Köln 1996, S. 193-220.

³ Interview der Verf. mit Linda Ben-Zvi am 29. Juni 2000 in Tel Aviv.

⁴ Haim Shadmi: *Waiting for the revolution to come*. In: Haaretz, 13. August 2003, S. 9.

⁵ Gespräch der Verf. mit Jizchak Frankenthal am 28. März 2001 in Kirjat Ono.

⁶ Hilel ist das Acronym für Ha'Aguda le'Chosrim le'She'ela (Organisation für Juden, die die Ultraorthodoxie verlassen).

⁷ First Arab museum on the history of the Holocaust, Haaretz Magazin, 3. Juni 2005, S. 6f.

⁸ Wortlaut der Unabhängigkeitserklärung in: Eban, Abba: *Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden*, München 1970, S. 367.

Hermann Maas | ANNO 1877 - 1970

Pfarrer an der Heidelberger Heiliggeistkirche, von der Gauleitung der NSDAP als „der stadtbekannte Judenfreund“ bezeichnet, anerkannter Judaist und Ökumeniker, Teilnehmer an der Konstanzer Versammlung des Freundschaftsbundes, noch 1933 Reise nach Palästina, daraufhin für einen Sonntag Predigtverbot. Judenretter in den Vierzigerjahren, noch 67jährig zu Zwangsarbeit verurteilt. Nach Gründung des Staates Israel erster offizieller israelischer Staatsgast. Erster Baum in der Alle der Gerechten.

Ruthie Azmon teilt sich mit Tochter, Sohn und Katze nicht viel mehr als fünfzig Quadratmeter – mitten in Tel Aviv. Weil sie zu Hause arbeitet und Not erfinderisch macht, hat sie das Wohnzimmer einfach in zwei kleine Kinderzimmer aufgeteilt und im ehemaligen Kinderzimmer ein Büro eingerichtet. Die allein erziehende Mutter wollte ihrem 13jährigen Sohn Amir den Wunsch nach mehr Privatsphäre erfüllen: Jetzt muss er nicht mehr mit der vierjährigen Didi in einem Raum schlafen.

GISELA DACHS



ES MUSS PLATZ FÜR ALLE GEBEN

RUTHIE AZMON, *1957, ISRAELISCHE HERAUSGEBERIN
DES HEBRÄISCH-ARABISCHEN KINDERMAGAZINS „WINDOWS“

Im Büro wird „Windows“ produziert, ein zweisprachiges Magazin für Kinder auf hebräisch und arabisch. Weil Herausgeberin Ruthie und ihre drei Mitarbeiterinnen dringend einen festen Arbeitsplatz brauchten, wurde das frühere Kinderzimmer bis zum Rand mit Schreibtischen, Computern, Telefonen, einem Fax- und Kopiergerät voll gestopft. Hier entsteht alle zwei Monate ein neues Heft, das palästinensische und israelische Sprösslinge im Alter von acht bis vierzehn Jahren einander näher bringen soll.

Die erste Ausgabe erschien im Januar 1995 und handelte von einem Zauberer, vom Segeln, von Kindern in Nepal und davon, wie man sich richtig die Zähne putzt. Modell stand eine Zeitschrift in Südafrika, die darauf angelegt war, Kinder aus verschiedenen ethnischen Lagern zusammen zu führen. Ruthies Zielgruppe sind israelische Kinder, palästinensische Kinder in den Autonomiegebieten sowie Kinder von Angehörigen der arabischen Minderheit in Israel. Die Botschaft ist einfach: Stereotype und Vorurteile sollen abgebaut werden. „Wir wollen nicht behaupten, dass alle gleich sind“, sagt Ruthie, „aber viele jüdische Kinder, die von den Arabern weniger wissen als umgekehrt, sind schon sehr erstaunt, dass die anderen dieselbe Kleidung tragen, genauso gerne mit dem Computer spielen und dasselbe Fernsehprogramm mögen.“

Einmal hatte sie auf der Titelseite zwei gleichaltrige Freundinnen abgebildet und Bekannte

eher beiläufig gebeten, sie nach ihrer ethnischen Zugehörigkeit einzuordnen. „Wenn jemand richtig getippt hat, dann nur aus Zufall“, sagt Ruthie. Denn keiner könne an bestimmten Merkmalen sehen, welche von den beiden jüdisch und welche arabisch sei: das schmuckbehängte dunkelhaarige Mädchen oder die Dunkelblonde mit dem sanften Lächeln. Das nehme allen Vorurteilen den Wind aus den Segeln, und genau darauf kommt es ihr an.

Bisher hat sie es immer wieder geschafft, Geldgeber für ihr Projekt zu finden, wenn auch oft mit Mühe, und allmählich hat sie sich einen Namen gemacht. Nicht immer haben solche binationalen Projekte im Nahen Osten Hochkonjunktur wie zum Beispiel nach der Unterzeichnung des Osloer Abkommens im Herbst 1993.

Damals gehörte es für viele Stiftungen fast schon zum guten Ton, den Dialog zwischen Israelis und Palästinensern zu fördern. Ruthie weiß aber, dass es gerade in den schwierigen politischen Zeiten darauf ankommt, nicht nachzulassen – und hat bisher durchgehalten. Auch wenn es ihr nicht immer leicht fällt, das komplizierte Beziehungsgeflecht, das für die Gestaltung einer Ausgabe nötig ist, intakt zu halten.

An dem Tag, an dem sich die 39jährige Israelin Zeit nimmt, um über ihr Engagement als Vermittlerin zwischen zwei Völkern zu erzählen, herrscht Trauer im Land. Kein Attentat, sondern

ein Unfall war die Ursache für den Absturz eines Armeehubschraubers am Abend zuvor im Norden des Landes. Der Tod von 73 Soldaten – die bisher größte Katastrophe in der Geschichte der israelischen Luftwaffe – lässt niemanden gleichgültig, denn jeder identifiziert sich in solchen Momenten mit den Opfern und ihren Angehörigen.

Ruthies Sohn Amir, aus dessen Haaren allmählich die gelben und blauen Punk-Farben herauswachsen, kommt gerade aus der Schule und knallt sich schweigend aufs Sofa in seinem Zimmer. Vorher überreicht er ihr einen Aufsatz, den er in der Englischstunde verfasst hat. „Ich weiß nicht, was ich tun werde“, steht da in nahezu perfektem Englisch, „denn ein solches Ereignis kann dich völlig fertig machen. Aber du kannst nichts anderes tun als warten und auf eine bessere Zukunft hoffen.“ Ruthie zuckt zusammen, auf eine solch heftige Reaktion war sie nicht gefasst gewesen. Sie selbst hört immer wieder die Nachrichten im Radio, wo die Namen der Opfer verlesen werden, und erinnert sich zwangsläufig an den letzten großen Militärangriff im Jahr 1977, als sie mehrere Schulkollegen verloren hatte. Jetzt, sagt sie, sei schon die nächste Generation an der Reihe. Auch Amir wird in ein paar Jahren zur Armee gehen müssen. Ob sich bis dahin die politische Lage entspannt haben wird? Sie zweifelt daran.

Ruthie trägt Jeans und ein T-Shirt mit Tierbildern; ihre roten gekrausten Haare sind zu einem lockeren Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie



Georg Elser | ANNO 1904 - 1940

1904 als Sohn eines Landwirts und Holzhändlers geboren, er stellte in geheimer und mühevoller Kleinarbeit eine im Münchner Bürgerbräukeller versteckte Bombe, mit der er Hitler töten wollte. Am 8. November 1939 explodierte die Bombe genau zu dem von Elser vorgesehenen Zeitpunkt um 21.20 Uhr. Trotzdem misslang das Attentat, da Hitler das Lokal unplanmäßig 13 Minuten früher und somit vor der Detonation verließ. Elser wurde noch am gleichen Abend bei dem Versuch, in die Schweiz zu flüchten, festgenommen. Am 5. April wurde er auf Hitlers persönlichen Befehl hin im KZ Dachau ermordet. Als Motiv für sein Attentat hatte er angegeben: „Ich wollt ja durch meine Tat noch größeres Blutvergießen verhindern“.

sitzt in der Küche ihrer Erdgeschosswohnung, die sich in unmittelbarer Nähe der normalerweise sehr belebten Dizengoffstraße befindet, auf der es an diesem Tag ungewöhnlich ruhig ist. Bei solchen Anlässen kommt das Besondere an Israel zum Vorschein. Die plötzliche Solidarität in einer ansonsten so gespaltenen Gesellschaft erstaunt diejenigen, die ihr nicht angehören. „Das ganze Land ist im Grunde wie eine einzige Stadt, man kennt sich“, sagt Ruthie und legt für Amir ein Schnitzel aus der Tiefkühltruhe in den Mikrowellenherd. Fürs Kochen bleibt keine Zeit. Gegessen wird in der Küche, woanders ist kein Platz. Denn in jeder freien Ecke der Wohnung stapeln sich Ausgaben von „Windows“.

Denkt sie über den Motor ihres beruflichen Engagements nach, vermutet sie, dass ihr vieles wohl schon in die Wiege gelegt worden ist. Ihre Familienbiographie bezeichnet sie als typisch israelisch. Die für sie dazugehörigen Schlagwörter heißen Deutschland, Zionismus, Pionierleben, Gemeinschaftssinn und Soldatenwitwen – wie ihre aus England stammende Mutter, die ihren ersten israelischen Ehemann im 1948er Krieg verloren hatte. Später heiratete sie Ruthies Vater Josef Vernik, einen deutschen Juden aus Thüringen, der als 19jähriger 1939 gerade noch rechtzeitig nach Palästina auswanderte. Seine Eltern erkannten die drohende Gefahr viel zu spät und flüchteten schließlich nach Polen, wo sie von der Gestapo erschossen wurden. Ein kleiner Cousin, der bei ihnen war, überlebte. Wegen seiner roten Haare hatte man ihn für einen polnischen Jungen gehalten. Durch ihn erfuhr Ruthies Vater erst viel später vom Schicksal seiner Eltern. Dazwischen lagen lange Jahre der Ungewissheit.

Über diese Vergangenheit wurde in ihrer Familie nie viel geredet. Nachgefragt hat Ruthie nicht. Aus Taktgefühl. „Wir wussten über die Tatsachen Bescheid; über Gefühle hat mein Vater nie gesprochen. Das war seine Art, mit dem Geschehen fertig zu werden.“ Als Kind soll er anders gewesen sein, hat man ihr gesagt, lebenslustig und glücklich. Die tragischen Erfahrungen haben aus ihm einen anderen, ernsteren Menschen gemacht, der sich trotz allem aber liebevoll um seine Enkelkinder kümmert, wann immer Ruthie ihn braucht.

In Palästina arbeitete Ruthies Vater – getreu seiner Ausbildung in der zionistischen Bewegung in Deutschland – zunächst als Landwirt. Im Zweiten Weltkrieg kämpfte er in der jüdischen Brigade der britischen Armee gegen die Nazis, vor allem in Nordafrika. Danach, sagt Ruthie, sei ihr Vater nie wieder ins Ausland gefahren. So etwas wie

Urlaub gab es nicht. Man baute das Land auf – und wollte ein guter Zionist sein. Dazu gehörte anfangs wohl auch der irrtümliche Glaube, das gelobte Land sei ganz leer. Zwar erfuhr ihr Vater nicht erst bei seiner Ankunft in Palästina von der Existenz einer einheimischen Bevölkerung, doch er hatte nicht mit so vielen bereits ansässigen Bewohnern gerechnet.

Er versuchte auf seine Art, Gerechtigkeit walten zu lassen, indem er beispielsweise sicherstellte, dass arabische Besitzer entschädigt wurden, wenn auf ihrem Grund ein neues jüdisches Dorf entstand. Nach dem Krieg von 1948 etablierte er mit anderen die landwirtschaftliche Gemeinschaftssiedlung Avigdor im Süden des gerade gegründeten Staates. Dort wurde Ruthie im Jahr 1957 geboren, als Israel noch in den Kinderschuhen und ihr Vater voll von sozialistischem Pioniergeist steckte. „Leute aus allen möglichen Entwicklungsländern, aus Afrika, Südamerika und dem Fernen Osten, kamen zu uns, um sich als Landwirte ausbilden zu lassen“. Aus dieser Zeit stammt nicht nur ihre Begeisterung für Multikulturelles, sondern auch die Liebe zur Erde; in ihrem Tel Aviver Hochhaus sorgt sie für den kleinen Garten vor dem Eingang.

Ruthie ist mit den deutschen Zeitschriften „Spiegel“ und „Stern“ aufgewachsen. Deutschen Boden nie wieder zu betreten war jedoch für ihren Vater zum festen Prinzip geworden. Gegen die Deutschen von heute hat sie ihn aber nie ein schlechtes Wort sagen hören. „Hass hat er uns nicht gelehrt, auch wenn er nie vergisst und vergessen wird, was passiert ist.“ Denn er ist immer davon ausgegangen, dass der Hassende mehr leidet als das Objekt seines Hasses. Ruthie hat das tief verinnerlicht.

Weil ihr die Welt der rund sechzig Familien in Avigdor dann aber trotz aller Offenheit zu eng erschien, war die junge Frau froh und stolz zugleich, als sie – wie alle anderen Israelinnen auch – mit achtzehn zur Armee kam.

Beim Militär lernte sie im ersten Monat der Grundausbildung schießen und im zweiten, wie man eine Schreibmaschine bedient. Als Sekretärin in Uniform wurde sie auf die Halbinsel Sinai geschickt, die seit dem Sechstagekrieg israelisch besetzt war. Ihre Einheit war verantwortlich für die Beduinen und die ägyptische Bevölkerung im nördlichen Teil. Bei dieser Gelegenheit – und auch das ist eine klassische Episode einer israelischen Biographie – lernte sie ihren späteren Ehemann Eli kennen, der dort als verantwortlicher Offizier stationiert war (und von dem sie sich nach zehn Jahren wieder trennte).

Er stammte aus Marokko, war mit vierzehn Jahren nach Israel gekommen und fühlte sich den Beduinen sehr nahe.

Trotzdem galten natürlich die Gesetze der Besatzung. „Mir war klar, dass es sich um eine Situation handelte, die ich nicht ändern konnte“, sagt Ruthie, und so habe sie versucht, die ihr verliehene Macht wenigstens dazu zu nutzen, die Lebensbedingungen der Beduinen zu verbessern. Sie kümmerte sich um die Genehmigungen für die Arbeiter, die nach Israel mussten. Der bürokratische Ablauf dauerte in der Regel mehrere Tage, sie aber war der Meinung, dass das sofort geschehen sollte, „weil die Leute doch das Geld dringend brauchten“.

Wenn sie an diese Zeit zurückdenkt, fällt der Israelin auf, dass sie schon damals nicht nur ein klares Auge dafür hatte, was die Besatzung den Besetzten antut, sondern auch, was sie für Auswirkungen auf die Besatzer hat. „Wenn man den Menschen Macht über andere gibt, dann bleibt ein Teil respektvoll und andere werden zu Biestern. Dabei geht es oft weniger darum, was man dem anderen konkret antut, als was man unterlässt.“ Die Schlussfolgerung, dass eine Besatzung vor allem auch die Besatzer korrumpiert, hatte schließlich auch Jitzhak Rabin dazu bewegt, den Friedenprozess auf den Weg zu bringen. Dass die Palästinenser nicht früher mit ihrem Aufstand gegen die Okkupation begonnen hätten, sei ihr immer ein Rätsel geblieben, sagt Ruthie rückblickend.

Ihre eigene Armeezeit war damals noch nicht von der Intifada geprägt, sondern vom Frieden mit Ägypten. Sie erinnert sich nur zu gut an den spektakulären Besuch des ägyptischen Präsidenten Sadat in Jerusalem im Jahr 1977. An den Sonderalarm, der an diesem Tag beim Militär ausgelöst worden war, weil man trotz allem vorsichtig sein wollte und die Möglichkeit einer Falle nicht ausschloss. „Wir von der israelischen Armee saßen gemeinsam mit den Ägyptern, die bei uns sonst saubermachten, im Restaurant der Militärverwaltung und schauten fern.“ Ruthie mit ihrem feinen Gespür für andere Menschen wird nie vergessen, wie die Körperhaltung eines jungen Ägypters im Laufe der Zeremonie immer aufrechter wurde. Man konnte sehen, wie er auf einmal seinen Stolz wieder gefunden hatte. Später, als bereits ägyptische Offiziere dort stationiert waren, kehrte sie noch einmal in ihr frühes Armeelager im Sinai zurück – in Zivil. Während ihres Besuches fand die offizielle Rückgabe der Halbinsel Sinai an Ägypten statt. Ihr wurde die Ehre zuteil, die Flagge mit dem Davidstern einzuho-

len, die jahrelang auf dem Gebäude der Militärverwaltung geflattert hatte. Sie bekam die riesige Fahne als Souvenir geschenkt und hat sie bis heute aufbewahrt. Manchmal, sagt sie, würde sie gerne noch einmal dorthin fahren, um zu sehen, was sich in den mehr als zwanzig Jahren verändert habe.

Der von der palästinensischen Autonomiebehörde kontrollierte Gasastreifen ist für die Mehrheit der Israelis eine völlig fremde Welt. Nicht so für Ruthie. Sie fährt regelmäßig nach Gasa-Stadt, um Kontakte zu knüpfen und sich um die Verbreitung von „Windows“ zu kümmern. Wie an einem Barometer kann sie an der Haltung ihrer palästinensischen Gesprächspartner den jeweiligen Stand des Friedensprozesses ablesen. So musste zum Beispiel 1996 eine Ausstellung mit Bildern, die von arabischen und israelischen Kindern gemalt worden waren, im letzten Augenblick abgesagt werden, weil die Organisatorin im Gasastreifen nach Drohanrufen kalte Füße bekommen hatte. Dahinter steckt ein altbekanntes palästinensisches Argumentationsmuster: Bevor nicht die gesamte Situation normaler geworden ist, dürfe man auch keine normalen Beziehungen zulassen. Es ist die Ironie der Geschichte, dass sich ein solches Denken ausgerechnet gegen Menschen wie Ruthie wendet. Die Bilder sind schließlich wo anders, in einem arabisch-jüdischen Zentrum in Jaffa, gezeigt worden.

Die großen Rahmen stehen bei ihr zu Hause an der Wand. Kinder aus dem Westjordanland, dem Gasastreifen und aus Israel hatten ihre Umgebung gezeichnet. Manchmal ist die Herkunft des jungen Künstlers oder der jungen Künstlerin sofort zu erkennen, zum Beispiel wenn die Frauen Schleier tragen oder Kamele im Garten spazieren gehen, auf anderen gibt es keine Anhaltspunkte, um herauszufinden, ob den Pinsel eine jüdische oder eine arabische Hand geführt hat. Genau das will Ruthie ihrer Umgebung immer wieder zeigen: dass Unterschiede interessant sein können und Ähnlichkeiten zusammenführen.

Eine fast schicksalhafte Beziehung verbindet sie mit dem Palästinenser Hassan Khader. Hassans

Eltern stammen aus dem verlassenen arabischen Dorf Dscheladia, das sich direkt hinter der Siedlung Avigdor befindet, wo Ruthie aufgewachsen ist. Nur ein Wadi liegt dazwischen. 1948 flohen sie nach Gasa, wo Hassan auf die Welt kam und inzwischen wieder lebt. Ruthie war ihm vor zwei Jahren in Tel Aviv begegnet; heute unterhalten die beiden eine enge Freundschaft, aus der unter anderen Umständen mehr hätte werden können. Aber weder Ruthie noch Hassan, die oft und regelmäßig miteinander telefonieren, machen sich Illusionen. „Ich gehöre nicht dorthin, und er gehört nicht nach Tel Aviv“, sagt sie ganz realistisch.

Schuldgefühle hat sie ihm gegenüber nicht, „jedenfalls keine persönlichen“. Sie habe nichts falsch gemacht und setze sich in ihrer eigenen Gesellschaft vehement für die Rechte der Palästinenser ein. Dafür habe sie oft verbale Prügel bezogen. Anfangs, sagt sie, habe es sie sehr durcheinander gebracht, in das Leben eines Palästinensers einzutreten, der bei der PLO aktiv war und als Jugendlicher im Gefängnis saß; der in Beirut lebte, während ihr Ehemann zur selben Zeit im Libanonkrieg kämpfte. Erst im Laufe der Zeit hat sie gelernt, mit diesen Brüchen und Widersprüchen zu leben. Aber trotz – oder vielleicht gerade wegen? – der vielen politischen Krisen hat sich ihr Verhältnis immer mehr gefestigt. Ein wenig überrascht sie das selbst. Denn nicht nur die äußeren Umstände erschweren die Treffen, auch die inneren Einstellungen passen nicht immer zusammen. Ruthie, zum Beispiel, hat kein Problem damit, sich als Zionistin zu bezeichnen. „Ich glaube, dass die Juden einen eigenen Platz hier haben dürfen.“ Aber sie hat Schwierigkeiten mit jenen Zionisten, die das Recht der anderen, die hier leben, ignorieren. „Es muss Platz für alle geben, nebeneinander.“ Sie hängt an ihrer säkularen israelischen Identität, an der hiesigen Kultur, an den Cafés, an der Musik, und sie möchte nirgendwo anders leben als in Tel Aviv, das eher dem fernen Manhattan ähnelt als dem nahe gelegenen Amman.

Zum Beweis packt Ruthie ihr Handy in die Jackentasche, damit die Kinder sie erreichen können, und wir gehen in eines ihrer Lieblingscafés in der

Nähe der belebten Schenkinstraße, die für das hedonistische, postmoderne Israel steht. Diese freie Lebensart entspricht ganz Ruthies Vorstellung von einem jüdischen Staat – wie ihn fromme Juden ablehnen, aber auch viele Araber nicht wollen. Anders als das heilige Jerusalem, mutmaßt sie, gewährt die freizügige Mittelmeermetropole Spielraum für individuelle Lebensformen und neue Varianten einer Familienidentität. In keiner anderen israelischen Stadt wäre es für sie wahrscheinlich möglich, palästinensische Freunde in Gasa zu haben.

Ihr Lieblingscafé heißt „Biennale“, und die Gäste sitzen auf Holzstühlen draußen in der Winter Sonne. Im Grunde habe sie sich in ihrem Leben immer zwischen alle Stühle gesetzt, sinniert Ruthie. Als Israelin europäischer Herkunft war sie mit einem Juden aus Marokko verheiratet, als Jüdin hat sie viele arabische Freunde, als Herausgeberin von „Windows“ vermittelt sie zwischen muslimischen, christlichen und jüdischen Kindern. Sie wirkt erschöpft, als sie sich einen Nescafé bestellen will. Der Ober winkt ab: Nescafé werde schon lange nicht mehr serviert; dafür gibt es Mokka, Espresso und Capuccino. Eine Sekunde lang wirkt Ruthie nostalgisch, dann lässt sie sich einen Tee kommen und steht gleich wieder ganz auf dem Boden der Wirklichkeit – zu der ihrer Ansicht nach Optimismus und Träume einfach dazugehören.

Tel Aviv, Februar 1997

Gisela Dachs, Jahrgang 1963, geboren in Deutschland. Studium der Literaturwissenschaften und Philosophie in Paris. Seit 1990 politische Redaktion bei der „Zeit“ in Hamburg, seit 1994 Korrespondentin der „Zeit“ in Israel. Buch-Veröffentlichungen: „Getrennte Welten“, *Israelische und palästinensische Lebensgeschichten* (Lenos-Verlag, Basel, April 1998) „Deutsche, Israelis, Palästinenser“, *Ein schwieriges Verhältnis* (Hrsg.) (Palmyra-Verlag, Heidelberg, Oktober 1999) „Jüdischer Almanach“ (Hrsg.), (Jüdischer Verlag bei Suhrkamp, Frankfurt). 2001 - Orte und Räume, 2002 - Vom Essen. 2003,- Kindheit 2004 - Humor

Christoph Meili

Christoph Meili rettete als Wachmann in einer Schweizer Bank 1997 Bankdokumente aus der Nazizeit vor dem Reisswolf. Diese Dokumente belegen die Involvierung Schweizer Banken in die Arierisierungsverfahren in Deutschland. Er löste damit die Debatte über nachrichtlosen Vermögen in der Schweiz aus, die zu einer Sammelklage in Milliardenhöhe gegen die UBS und die Credit Suisse führte. Meili wird in der Schweiz als Nestbeschmutzer diffamiert und erhält Todesdrohungen. Entnervt flieht er mit seiner Familie in die USA: Der erste Schweizer, der dort politisches Asyl beantragt hat. Im Mai 2005 wurde ihm die amerikanische Staatsbürgerschaft verliehen.

Zusammen- LEBEN ist möglich

– EIN MENSCHLICHES GESICHT ZEIGEN –

ROSI BEN YAKOV



Wie man in Israel angesichts sozialer und ethnischer Spannungen praktische Beiträge zu Friedens- und Versöhnungsarbeit leisten kann, und welche sensiblen Überlegungen dabei angestellt werden, zeigt der Bericht, den Rosi Ben Yakov 2005 dem Kuratorium und Freundeskreis des Leo-Baeck-Erziehungszentrums erstattete. Hier ein Auszug daraus:

„Ich möchte Ihnen gern etwas mehr über das Clore Gemeindezentrum in Ein Ha'Yam berichten, einem Stadtviertel von Haifa mit 2.500 Einwohnern – 58 % Moslems und 42 % Juden, einschliesslich vieler Neueinwanderer aus der früheren Sowjetunion. Die Mehrzahl der jüdischen Bewohner sind ältere Menschen, während die arabische Bevölkerung meist aus jungen Familien besteht. Es ist ein sozial unterprivilegiertes Gebiet, in dem Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Drogenmissbrauch und Prostitution vorherrschen.

Ich sprach zu Ihnen schon früher über dieses Zentrum, als es noch in seinem Anfangsstadium war. Sie werden sich erinnern, dass das Zentrum aufgrund der Initiative von zwei Leo Baeck Schülern der Oberstufe entstand, die in ihrem Gemeindedienst im Rahmen unseres aktiven Bürgerprogramms beschlossen, sich für die Errichtung eines unbedingt erforderlichen Gemeindezentrums in Ein Ha'Yam einzusetzen. Die Bürgervertretung des Viertels machte eine Eingabe in Hebräisch und Arabisch, die von fast der gesamten Bevölkerung in Ein Ha'Yam unterzeichnet wurde und in der die Stadtverwaltung Haifa ersucht wurde, Gemeindedienste dort einzurichten. Das Leo Baeck Erziehungszentrum stimmte zu, eine Zweigstelle seines Gemeindezentrums dort einzurichten, was durch die Grosszügigkeit der Clore Israel Foundation ermöglicht wurde.

Vor kurzem beschlossen 60 Leo Baeck Schüler, ein Gemeindeprojekt zusammen mit den Bewohnern in Ein Ha'Yam durchzuführen. Zusammen mit 30 Bewohnern und dank einer Spende von einer hiesigen Firma verbrachten die 90 jungen Araber und Juden eine ganze Woche mit Saubermachen, Ma-

len und sonstigen Arbeiten, um die Fassaden und Bedingungen in einigen der heruntergekommensten Häuser Ein Ha'Yams zu verbessern. Das Ziel – Ein Ha'Yam zu verschönern.

Unser Zentrum ist ein Bienenkorb voll von Aktivitäten. Wir haben allein 3 verschiedene Kleinkindprogramme. Wir haben ein Nachmittags-Lernzentrum für jüdische und arabische Grundschul-, Mittelstufen- und Oberstufenschüler im Ein Ha'Yam Stadtviertel eröffnet. Der Unterricht ist in Arabisch und Hebräisch. Das Ziel des Zentrums ist die Entwicklung von Strategien zur Lösung von Problemen hinsichtlich potentieller Schulaussteiger, Erhöhung der Motivation von Kindern mit schwachen Leistungen, um ihrem Aussteigen vorzubeugen, und Arbeit mit pädagogisch schwachen Kindern und Teenagern, die einfach nicht zur Schule kommen und riskieren, aus der Schule verwiesen zu werden. Zusammengefasst sind die Ziele des Nachmittags-Lernzentrums wie folgt:

- Das Angebot von Hilfe und Lernunterstützung für jüdische und arabische Schulkinder bei ihren Hausaufgaben
- Die Bildungslücken der Kinder und Jugendlichen zu verkleinern durch Stärkung ihres Elementarwissens
- Das Selbstbewusstsein der Jugendlichen stärken und ihnen eine positive Lernerfahrung vermitteln
- Die Entwicklung enger Beziehungen mit Schülern in Haifa
- Die Einrichtung monatlicher Workshops zur Stärkung ihrer Lern- und Lebensfähigkeiten
- Die Ermutigung zu Computer-Beherrschung
- Die Einrichtung von Eltern-Kinderworkshops.

Der Programmdirektor, zusammen mit dem arabischen Sozialarbeiter des Clore Gemeindezentrums, beide Absolventen des Studiums der Sozialarbeit an der Universität Haifa, trafen sich mit verantwortlichen Lehrern und Erziehern der lokalen Schulen, um die Probleme und Bedürfnisse der Kinder besser verstehen zu können. Sie rekrutierten auch freiwillige Lehrassistenten in der Haifaer Universität, der Technischen Hochschule und aus dem Leo Baeck Universitäts-Trainingsprogramm für äthiopischen Studenten.

Das Zentrum ist 2x in der Woche von 16:00 – 20:00 Uhr geöffnet, zu Beginn mit einer Teilnehmerzahl von 30 arabischen und jüdischen Kindern, Bewohnern von Ein Ha'Yam. Sie haben arabische und jüdische Lehrer, denen freiwillige Lehrer assistieren. Der Unterricht wird gemäß den Schul-Curricula vorbereitet, unter Benutzung des Computerzentrums.

Marina, die Sozialarbeiterin des Gemeindezentrums, beaufsichtigt die Aktivitäten, unterhält den Kontakt mit den Kindern, ihren Schulen, ihren Eltern, und gibt Kindern mit emotionalen Problemen professionelle Unterstützung. Sie ist verantwortlich für die Organisation von speziellen Kinder/Eltern Workshops. Das Personal erhält regelmäßig professionelle Anleitung – akademisch und emotional – mit besonderer Betonung auf dem Erkennen von gefährdeten Kindern und die Notwendigkeit für deren Unterstützung.

Des Weiteren laufen 14 verschiedene Jugendprogramme in unserem Zentrum – von Ballett, Computern, bis zu einem „Jugend-Gesundheits-

klub“, dem Arabisch-Jüdischen Sommercamp und dem Arabisch-Jüdischen Programm für Führungskräfte, die jetzt in Ein Ha'Yam stattfinden. Wir bieten eine grosse Palette von Aktivitäten für Erwachsene an, und wir haben die Senioren keineswegs vergessen, die sich 2x in der Woche zu ihren eigenen gesellschaftlichen Aktivitäten und Vorträgen treffen.

Gleichzeitig mit dem Erfolg des Zentrums und der anwachsenden Anzahl der Einwohner, die die breite Palette der Angebote benutzen, wurde es uns klar, dass das Personal des Zentrums und der anderen Koexistenzprojekte einige freie Tage benötigen, um sich zu treffen und gemeinsam die wichtigsten Probleme und Dilemmata zu diskutieren, die tagtäglich bei ihrer Arbeit im Zentrum auftauchen. Unsere Leo Baeck Sozialarbeiter erkannten, dass das Personal, das direkt mit den Kindern arbeitet, keineswegs immer weiß, was wir unter Koexistenzarbeit verstehen. Tammy, Daphna und Vered (die 3 Direktoren der Vorschul-, Jugend- und Erwachsenenprogramme) waren der Meinung, dass es unbedingt nötig sei, mit den Angestellten selbst zu sprechen, und so bereiteten sie 3-tägige Workshops für das Personal unserer gesamten Koexistenzprogramme in Haifa vor – die 5 Tagesheime, Ruth Zentrum, Ein Ha'Yam, Freiwillige und alle Studenten, die praktisch mit Juden und Arabern arbeiten. – Diese Workshops basierten auf dem Wissen und der Erfahrung, die im Laufe der Jahre von unseren Sozialarbeitern gesammelt worden waren. Es wurde beschlossen, unsere eigenen Theorien zu benutzen, und diese Workshops mehr praktisch, und weniger theoretisch und abstrakt zu gestalten.

Welche Probleme wurden diskutiert? Z. B. Wie kann man für ein Gleichgewicht in der Sprachbenutzung in einer gemischten jüdisch-arabischen Gruppe sorgen? Wie plant man Gruppenaktivitäten, damit die Kinder, die in der Minderheit sind, sich nicht benachteiligt fühlen? Sollte alles, was gesagt wird, übersetzt werden, oder nur zum Teil? Was geschieht, wenn der jüdische Gruppenleiter der Gruppe immer als erster eine bestimmte Aktivität erklärt, und der arabische Gruppenleiter immer gebeten wird, diese Er-

klärungen danach ins Arabische zu übersetzen? Sollte der Araber nicht ebenso die Gelegenheit haben, zuerst eine Aktivität in Arabisch zu erklären, und dann den jüdischen Leiter zu bitten, dies ins Hebräische zu übersetzen? Welche Botschaft kommt z.B. bei den arabischen Kindern an, wenn die arabische Sprache immer Nr. 2 ist? Welches Modell sollen die arabischen und jüdischen Gruppenleiter selbst für die Kinder sein? Was geschieht, wenn ein Konflikt zwischen den beiden Gruppenleitern existiert? Wie kann man solche Konflikte am besten lösen?

Die Workshops waren sehr gut geplant und praktisch orientiert, wie ich oben schon erwähnte. Die Gemeindearbeiter wurden angeleitet, wie man Gruppenspiele spielt; als erstes spielten sie selbst das Sich-Kennenlernen-Spiel. Sie wurden gebeten, ihre eigene Identifizierung niederzuschreiben, ihre Hobbies, eine Zeichnung von sich selbst zu machen, welche Feiertage sie am meisten lieben, usw. Danach wurden sie gebeten, all das der Gruppe zu erzählen. Bei diesem Spiel konnten sie selbst sehen, wo die Probleme auftauchen könnten.

Ein ganzer Tag des 3-tägigen Workshops wurde der Art von Spielen gewidmet, die für verschiedene Altersgruppen passend sind, unter Berücksichtigung der zu erreichenden Ziele. Zum Beispiel wurde die Gruppe in Paare geteilt, und jedes Paar wurde gebeten, den Umriss eines Menschen auf ein flaches Stück weisses Papier, das auf dem Boden ausgelegt war, zu zeichnen, und dann alle Teile des Körpers in den beiden Sprachen daneben zu schreiben. Dies verursachte viel Gelächter, aber brachte auch Verständnis und Lernen. Wie arrangiert man am besten kreative Aktivitäten? Lasse jedes Kind seine eigene Hamasa (eine Hand – Orientalischer Talisman) zeichnen und bitte es dann, seine Zeichnung zu erklären. Später musste jedes Paar seinen eigenen Aktivitäten-Tag für seine eigenen Kinder vorbereiten. Nibal, die arabische Sozialarbeiterin im Gan HaShalom, bereitete eine sehr schöne Aktivität ausgerechnet für unser Purimfest vor. Sie sagte, dass die arabischen Kinder das Purimfest sehr gern hätten, die Idee von Mishloach Manot (Gaben senden) und die Kostümierung. Diese

Workshop-Tage gaben den Teilnehmern sehr viel Anregung und Motivation und halfen ihnen zu verstehen, was wir von ihnen wollen, wenn wir von Koexistenz sprechen. Es ist wichtig nicht zu vergessen, dass wir nicht ihre einzigen Erzieher sind. Sie kommen aus Familien mit anderen Erziehern und anderen Modellen.

Diese drei Workshop-Tage waren bereichernd für beide Seiten. Es war ein Vergnügen für alle, gemeinsam zu arbeiten, und unsere Sozialarbeiter waren stolz darauf festzustellen, wieviel Wissen sie im Laufe der Jahre erworben hatten. Es ist schade, dass wir die grosse Menge von Material, die wir durch Jahre geschaffen haben, nicht dokumentiert haben; aber zur Zeit war es wichtig zu erfahren, wieviel Wissen wir im Laufe der Jahre angesammelt haben. Wir werden sehen, was wir in der Zukunft mit all dieser Information machen werden.

Alle anderen Leo Baeck Koexistenzprogramme laufen erfolgreich weiter – unser Jüdisch-Arabisches Jugendleiterprogramm, unser Arabisch-Jüdisches Holocaust Seminarprogramm, und mehr. Im letzten Jahre eröffneten wir ein Arabisches Familienzentrum in dem Stadtviertel Wadi Nisnass für 300 arabische Familien mit Kleinkindern vor dem Kindergarten bis zum ersten Schuljahr. Alle diese Aktivitäten werden natürlich in der arabischen Sprache abgehalten. Es gibt Kinder-Elterngruppen, Klubs für gefährdete Jugend, einen Sonntagsklub, da die Eltern oft am Sonntag arbeiten müssen; aber die 35 christlichen Kinder kommen zur Sonntagsschule statt allein zuhause zu sitzen.

Rosi ben Yakov, in Bad Kissingen geboren, in Amerika aufgewachsen, ist als Englisch-Lehrerin am Leo-Baeck-Erziehungszentrum zugleich für die Beziehungen mit Europa, insbesondere mit Deutschland verantwortlich. Ihr besonderes Anliegen ist die Friedens- und Versöhnungsarbeit dieser großen, vom Progressiven Judentum getragenen Schule in gemischten Sommerferienlagern für arabische und jüdische Jugendliche, neuerdings auch in Kindergärten für arabische Kinder.

Rosa Parks | ANNO 1913 - 2005

Rosa Parks gilt als Mutter der US-Bürgerrechtsbewegung. Im Dezember 1955 weigerte sie sich in einem öffentlichen Bus in Montgomery (Alabama), ihren Sitzplatz für einen Weißen freizumachen. Damit verstieß die schwarze Näherin gegen die damals geltende Rassentrennung. Ihre Festnahme löste einen mehr als einjährigen Busboykott durch die schwarze Bevölkerung aus und markierte zugleich den Beginn des Kampfes gegen die Rassentrennung in den USA. Im Oktober 2005 starb die einstige Mitkämpferin von Martin Luther King im Alter von 92 Jahren.

LAND DER SCHMUGGLER, BANDITEN UND FANATIKER

Die verfeindeten Stämme der Palästinenser werden keinen lebensfähigen Staat bauen können – ein blühender Gazastreifen bleibt eine Selbsttäuschung.

Der einseitige Abzug aus dem Gaza-Streifen wird an dem Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern wenig ändern. Was als begrenzter, regionaler Streit um ein Territorium begann, hat sich zu einem Krieg mit kulturellen und religiösen Dimensionen ausgewachsen. Gaza-Streifen und Westjordanland haben für Araber und Moslems eine ungeheure Bedeutung bekommen. Die Lage der Palästinenser, die in Wahrheit von den meisten in der arabisch-moslemischen Welt verachtet werden, ist ein Thema, bei dem es um Profilierung geht: Der Konflikt hat einen symbolischen Gehalt und bestimmt das Bild, das Araber von sich selbst haben.

Neben dem Irak und Tschetschenien ist es das tragische Schicksal der Palästinenser, auf das die meisten Moslems der Welt verweisen, wenn sie nach dem Grund für den „moslemischen Zorn“ gefragt werden. Die Geschichten darüber, wie die Palästinenser von den Israelis behandelt werden, stecken voller grotesker Behauptungen und Statistiken. Das Wort „Genozid“ wird zum Beispiel oft benutzt, obwohl die Zahlen belegen, dass die Palästinenser die am schnellsten wachsende Bevölkerung der Welt sind – was nicht so recht zu einem Völkermord passen will. Es fällt ihnen auch schwer zu akzeptieren, dass die besetzten Gebiete unter israelischer Verwaltung einen sozioökonomischen Sprung in die moderne Welt gemacht haben und dass Israelis und Palästinenser vor der ersten Intifada friedlich Seite an Seite gelebt haben, ohne Straßensperren.

Unter dem israelischen Militärregime haben die Palästinenser ein gerechteres Justizsystem erlebt als mit dem Chaos und der Korruption der palästinensischen Selbstverwaltung. Diese Tatsache geht in der Flut von Bildern und Erfindungen unter, die der Welt täglich von Tausenden Korrespondenten und den hysterischen antisemitischen arabischen Medien serviert werden. Die Fakten passen nicht zur Wahrnehmung, aber die Wahrnehmung ist stärker.

In den westlichen Medien besteht eine gewisse Scheu davor, unerfreuliche Entwicklungen in der arabischen Welt zu thematisieren. Tag für Tag verbreiten die arabischen Medien Geschichten,

in denen Juden beschuldigt werden, den 11. September 2001 in den USA und die Bombenanschläge von London organisiert oder das Trinkwasser in den Palästinensergebieten vergiftet zu haben. Es geht nicht mehr um Gaza-Streifen oder Westjordanland. Für viele Araber und Moslems geht es vielmehr um die Zerstörung des „jüdischen Elements“ auf dem, was sie für heiligen islamischen Boden halten – eine Vorstellung, die für viele Moslems von zentraler Bedeutung ist: Wenn ein Gebiet einmal vom Koran regiert wurde, gehört es für immer zum Islam.

Viele Palästinenser betrachten Gaza als den ersten Schritt eines Prozesses, der mit der Zerstörung des Staates Israel enden soll – und das bedeutet, dass der Konflikt weitergehen wird: Nach Gaza werden das Westjordanland und Jerusalem ins Visier rücken, dann kommt das unlösbare Problem des „Rechts auf Rückkehr“ für die Nachfahren der Flüchtlinge, die Israels Unabhängigkeitskrieg produziert hat. Trotzdem muß der Abzug weitergehen. Ein demokratisches Land kann nicht die Kontrolle über ein Volk ausüben, von dem es abgelehnt wird. Israel wird weiterexistieren, auch ohne Gaza und Westjordanland.

Israel ist stark genug, dem Druck eines militarierten Gaza standzuhalten. Israel ist auch stark genug, den Verlust eines Großteils des Westjordanlandes zu verkraften. Und selbst wenn die Palästinenser in ihrer ganzen Machtlosigkeit einen neuen Anlaß finden, ihre Wut und Enttäu-

schung an Israels Bussen, Cafés und Restaurants auszulassen, wird das nicht zu Israels Untergang führen.

Ein „lebensfähiger palästinensischer Staat“ ist ein Widerspruch in sich selbst: Diese zwei Fetzen Land mit ihren verfeindeten Stämmen können nie die Basis für einen friedlichen, demokratischen Staat sein. Das Westjordanland hätte ökonomisches und soziales Potential, wenn es ein Teil von Jordanien wäre. Und der Gaza-Streifen hätte eine Zukunft als Teil von Ägypten – aber als unabhängiger Staat ist er zum Scheitern verurteilt. Die Palästinenser träumen von einem Gaza, das sich von einer Sekunde zur nächsten in eine blühende Gemeinschaft verwandelt. Das ist eine Selbsttäuschung, und die Frustration über die bittere Wirklichkeit des Lebens in diesem winzigen Stück Land wird irgendwann auf Israel projiziert werden: Ihm wird man die Schuld geben, wenn Gaza ein Land der Schmuggler, Banditen, religiösen Fanatiker und Terroristen ist.

Wenn die Modernisierung des Irak scheitert, und wenn deshalb die lebenswichtige, tiefgreifende kulturelle Reform der arabischen Welt in ihren Ansätzen steckenbleibt, dann wird der Konflikt mit den Palästinensern weitergehen, solange es Israel gibt. Und die Welt wird weiter von Anschlägen durch Moslems erschüttert werden, die Phantasien nachhängen, die einer haßerfüllten religiösen Mythologie entspringen.

Die Welt, 18. August 2005
Übersetzung: Mariam Lau





MAYA ZEHDEN

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit IN BERLIN E.V.

Die Gründung und Entwicklung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin (GCJZ) ist eng verwoben mit der Geschichte der Stadt. Die Teilung in Ost und West war hier hautnah spürbar. Seit Berlin wieder Hauptstadt ist, sind seine strukturellen Probleme wie unter einem Brennglas verstärkt. Dem gegenüber steht eine größere Bandbreite an kulturell-, sozial-, religiös- und politisch-agierenden Gruppen zur Auswahl als irgendwo sonst in der Bundesrepublik. Unter diesen Voraussetzungen muss sich die GCJZ behaupten.

Am 24. November 1949 fand in Berlin die fünfte Gründung einer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Nachkriegsdeutschland statt. Spiritus rector war der methodistische Pfarrer Carl F. Zietlow, Direktor der 'North Central Region' der 'National Conference of Christians and Jews', berufen vom amerikanischen Militärgouverneur Lucius D. Clay. Zietlow hatte die Vereinsgründung in Zusammenarbeit mit ausgewählten Berliner Persönlichkeiten aus Politik, Gesellschaft und religiösen Gruppen vorbereitet. Seine im Archiv der GCJZ lagernden personellen Vorschlagslisten lesen sich wie das Who is who des gesellschaftlichen Spektrums der Berliner Nachkriegsjahre. Eindeutig geht aus diesen Listen der amerikanische Impuls für die Gründung hervor, der später manchmal bestritten wurde.

Die ersten drei Vorsitzenden waren: Prof. Dr. Edwin Redslob, evangelisch, Rektor der Freien Universität; Dr. Heinrich Vockel, katholisch, Kaufmännischer Direktor des Hertie-Konzerns; Sieg-

mund Weltlinger, jüdisch, Beirat für kirchliche Angelegenheiten beim Berliner Magistrat. Heinrich Keul wurde erster Geschäftsführer von 1949 bis 1978, ab 1965 als „geschäftsführendes Vorstandsmitglied“ (katholisch). Wichtigster Mittler war der von den Amerikanern als 'Literarischer Leiter' angestellte erste Mitarbeiter eines „Koordinationrates der Christen und Juden“ Dr. Knud C. Knudsen, Künstler und Verleger. Bis heute befindet sich in seiner früheren Wohnung die Geschäftsstelle der GCJZ Berlin.

Entsprechend den „Richtlinien für die Organisation der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ entstanden anfangs zahlreiche Arbeitsausschüsse, die einflussreiche Berliner aus Presse, Wirtschaft und den Kirchen einbanden. Heute sind aufgrund der gesunkenen Mitgliederzahlen keine Ausschüsse mehr tätig. Große Teile der Berliner Bevölkerung zeigten sich nach der Gründung der GCJZ aufgeschlossen für deren Ziel, Brücken bauen zu wollen zwischen der christlichen Bevölkerung und den jüdischen Menschen, die trotz der dunklen Vergangenheit weiter in dieser Stadt leben wollten und zur Zusammenarbeit bereit waren. Von Anfang an wirtschaftlich abgesichert konnte die Berliner GCJZ mehr als westdeutsche Gesellschaften in ihrem Selbstverständnis als „Erziehungsgesellschaft“ gegen Antisemitismus und gegen aus der NS-Zeit stammende Vorurteile agieren. Propagiert wurde vor allem gegenseitiges Kennenlernen auf der Basis ethisch-, moralisch-, religiöser Grundsätze. Dabei wurden auch Konfessionslose einbezogen, alle „Menschen also, die guten Willens sind“, so Weltlinger.

Tagespolitische Stellungnahmen waren und sind selten. Allerdings vermerkte der Vorstand damals befriedigt, dass die Regierung in Bonn am 7. März 1965 offiziell bekannt gab, diplomatische Beziehungen mit Israel aufzunehmen – am gleichen Tag, als die zentrale Eröffnungsveranstaltung der Woche der Brüderlichkeit in Berlin stattfand.

Die traditionell gute Zusammenarbeit mit anderen Gruppen zur christlich-jüdischen Thematik wird durch die von der Gesellschaft alljährlich angebotene Teilnahme am Veranstaltungszyklus zur Woche der Brüderlichkeit immer wieder an-

geregt. Zur Jüdischen Gemeinde, deren Mitgliederzahl sich in den letzten zehn Jahren auf rund 11.000 Mitglieder fast verdoppelt hat, bestehen gute Beziehungen.

Die GCJZ Berlin bietet Mitgliedern und Interessenten durchschnittlich mindestens zwei Veranstaltungstermine pro Monat an. Dabei werden neben Vorträgen und Ausstellungsbesuchen zu aktuell und historisch interessierenden christlich-jüdischen Themen auch Daten wie der 27. Januar oder der 9. November gewürdigt. Zusätzlich finden Exkursionen statt, z. B. 2004 in die Lutherstadt Wittenberg oder 2005, im Einsteinjahr, nach Caputh. Dem Wunsch vieler Mitglieder nach Gesprächen, nicht nur nach Informationen, wird mit einer alljährlichen Weihnachts-Chanukka-Feier und regelmäßigen Jour Fixen entsprochen. Der Ständige Arbeitskreis für Juden und Christen bedient vor allem Interessierte an biblischen und religiösen Themen.

Heute, fünfzehn Jahre nach der Wiedervereinigung, steht die GCJZ in einer internationaler gewordenen Stadt in einem Spannungsfeld von religiöser Gleichgültigkeit bis Intoleranz, Antisemitismus, Rassismus und Rechtsradikalismus – unter anderem Folgen der derzeit schwierigen Wirtschaftslage. Der Auftrag der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ist noch lange nicht erfüllt.

Maya Zehden, geboren 1957 in Berlin, zwei Kinder; 1977 bis 1981 Flugbegleiterin bei Luft-hansa; ab 1982 Studium Germanistik / Medienwissenschaften an der TU-Berlin, Abschluss Magistra Artium; ab 1990 freie Journalistin, seit 1999 Geschäftsführerin der GCJZ Berlin und seit 2002 ehrenamtlich Vorstandsmitglied der DIG Berlin

Weitere Informationen in der Festschrift „Im Gespräch 1949 – 1999“ von Ulrich W. Grimm, erhältlich in der Geschäftsstelle der GCJZ Berlin



Arbeitsschwerpunkte

Woche der Brüderlichkeit

Seit 1952 veranstalten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im März eines jeden Jahres die Woche der Brüderlichkeit. In allen Teilen des Landes werden aus diesem Anlass Veranstaltungen durchgeführt, um auf die Zielsetzung der Gesellschaften und auf ihr jeweiliges Jahresthema hinzuweisen. Die zentrale Eröffnungsfeier wird vom Fernsehen live übertragen.

Buber-Rosenzweig-Medaille

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

Tagungen, Publikationen, Begegnungen

Mehrfach im Jahr finden Tagungen zu zentralen Fragen statt, die sich mit der Zielsetzung und Arbeit der Gesellschaften befassen. Themenhefte, Arbeitshilfen, Rundschreiben, Tätigkeitsberichte und sonstige Publikationen dienen der Information und Kommunikation. Dem solidarischen Handeln und der persönlichen Begegnung zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik, in Israel oder anderswo kommt besondere Bedeutung zu.

Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forum junger Erwachsener vertritt als Arbeitsgemeinschaft die Interessen der 18- bis 35-jährigen Mitglieder der Gesellschaften, gibt Anregungen für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und führt eigene Veranstaltungen durch.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind in der Bundesrepublik Deutschland nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat entstanden.

Sie wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens.

Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,

- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,
- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

- Sie wenden sich deshalb entschieden gegen
- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
 - Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
 - Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
 - Intoleranz und Fanatismus.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die für diese Ziele eintreten. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit. Sie sind bereit zur Zusammenarbeit mit Gruppen und Parteien, privaten und öffentlichen Einrichtungen, die sich ähnlichen Aufgaben verpflichtet haben.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben sich im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden.

(Präambel, 1994)

Impressum

HERAUSGEBER:

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.
Postfach 14 45, D-61214 Bad Nauheim
Telefon: 06032 / 91 11 - 0, Fax: 91 11 - 25
www.deutscher-koordinierungsrat.de
info@deutscher-koordinierungsrat.de

REDAKTION:

Dr. h.c. Hans Maaß, Dr. Christoph Münz, Dr. Eva Schulz-Jander, Rudolf W. Sirsch M.A. (verantw.)

BILDER UND FOTOS: Jüdische Oberschule Berlin, Suhrkamp-Verlag, Isolde Ohlbaum, Christoph Keller, Gesicht zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., David Baltzer

PRODUKTION: Schwanke / Raasch, Hannover

Gestaltung: Rudolf Schwanke

ISBN 3-923840-14-4

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Aachen
Augsburg
Bad Kreuznach
Bayreuth
Berlin
Bielefeld
Bonn
Bremen
Celle
Darmstadt
Dillenburg
Dortmund
Dresden
Duisb.-Mül.-Oberh.
Düsseldorf
Essen
Franken (Nürnb.)
Frankfurt
Freiburg
Fulda
Gelsenkirchen
Gießen-Wetzlar
Görlitz
Göttingen
Hagen u. Umgeb
Hamburg
Hameln

Hannover
Heidelberg
Herford
Hersfeld/Rotenb.
Hochtaunus
Karlsruhe
Kassel
Koblenz
Köln
Konstanz
Krefeld
Limburg
Lippe
Lübeck
Lüneburg
Main-Taunus-Kreis
Mainz
Marburg
Minden
Moers
Mönchengladbach
München
Münster
Neuss
Niederbayern
Niedersachsen-Ost
Oberbergische

Oberschwaben
Offenbach
Old. Münsterland
Oldenburg
Osnabrück
Ostfriesland
Paderborn
Pfalz
Potsdam
Recklinghausen
Regensburg
Rhein-Neckar
Saarland
Schleswig-Holstein
Seligenstadt
Siegerland
Stuttgart
Trier
Würzburg u. Unterfranken
Weiden i.d.O.Pf.
Wesel
Westmünsterland
Wetterau
Wiesbaden
Wuppertal
Zwickau

Assoziierte Gesellschaften
Jüdisch-christliche AG Leipzig
AG Kirche u. Judentum Thüringen



Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille

1968	Professor Dr. Friedrich Heer, Wien	1988	Arbeitskreis Studium in Israel
	Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin	1989	Sir Yehudi Menuhin, London
1969	Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem	1990	Charlotte Petersen, Dillenburg
1970	Dr. Dr. Eva Reichmann, London	1991	Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa
	Rabbiner Professor Dr. R. R. Geis, Düsseldorf	1992	Dr. Hildegard Hamm-Brücher, München
1971	Bischof D. Kurt Scharf, Berlin		Dr. Annemarie Renger, Bonn
1972	Msgr. Dr. A. C. Ramselaar, Utrecht	1993	Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Berlin
1973	Professor Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin	1994	Professor Dr. Jakob Petuchowski, Cincinnati
1974	Dr. H. G. Adler, London		Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern
1975	Archbishop G. Appleton, Jerusalem/Wantage	1995	Dr. Richard von Weizsäcker, Berlin
	Abt Laurentius Klein, Jerusalem	1996	Professor Dr. Franklin Hamlin Littell, Philadelphia
1976	Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Basel		Professor Dr. Joseph Walk, Jerusalem
1977	Friedrich Dürrenmatt, Neuchâtel	1997	Hans Koschnick, Bremen
1978	Dr. Grete Schaeder, Göttingen	1998	Lea Rabin, Tel Aviv
	Professor Dr. Albrecht D. Goes, Stuttgart	1999	Erzbischof Henryk Muszynski, Gnesen
1979	Manès Sperber, Paris	2000	Dr. h.c. Johannes Rau, Berlin
	Dr. James Parkes, Southampton	2001	Schule Ohne Rassismus
1980	Professor Dr. Eugen Kogon, Königstein	2002	Dr. h.c. Edna Brocke, Essen
	Dr. Gertrud Luckner, Freiburg		Professor Dr. Rolf Rendtorff, Karben
1981	Isaac Bashevis Singer, New York		Professor Dr. Johann Baptist Metz, Münster
1982	Schalom Ben-Chorin, Jerusalem	2003	Dr. h.c. Joschka Fischer, Berlin
1983	Helene Jacobs, Berlin	2004	Daniel Barenboim, Berlin
1984	Siegfried Theodor Arndt, Leipzig	2005	Professor Dr. Peter von der Osten-Sacken, Berlin
	Helmut Eschwege, Dresden		Institut Kirche und Judentum, Berlin
1985	Professor Dr. Franz Mußner, Passau	2006	Leon de Winter, Amsterdam
1986	Professor Dr. Heinz Kremers, Duisburg		Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., Berlin
1987	Siedlung Neve Schalom, Israel		